



Gustav,
der
Kleine
Blumengärtner.



00 /





G u s t a v
der kleine Blumengärtner.



© 1840
Verlag des Verfassers



G u s t a v

der

Kleine Blumengärtner.

Erzählung für die Jugend,

aus dem Französischen des Fräuleins v. Cremadeure,

von

Therese Spig.

Wien und Leipzig.

Josef Stöckholzer v. Hirschfeld.

1846.

Handwritten text, possibly a title or name, appearing as a faint stamp or bleed-through.

Handwritten text, possibly a title or name, appearing as a faint stamp or bleed-through.

Handwritten text, possibly a title or name, appearing as a faint stamp or bleed-through.

Handwritten text, possibly a title or name, appearing as a faint stamp or bleed-through.

Handwritten text, possibly a title or name, appearing as a faint stamp or bleed-through.

L2d

Handwritten text, possibly a title or name, appearing as a faint stamp or bleed-through.

Handwritten text, possibly a title or name, appearing as a faint stamp or bleed-through.



Erstes Kapitel.

Die Festung.

An den Ufern der Ostsee, nicht weit von der Mündung des Pennflusses erhebt sich die Festung Wolgast, welche ihren Namen einer der befestigten Städte des Gutzkower Kreises in Neu-Pommern ertheilt. Dort war Gustav v. Millau, der einzige Sohn des Festungskommandanten, geboren. In Wolgast waren oft Staatsgefangene und die wichtigeren Kriegsgefangenen eingeschlossen, die in den Kriegen gemacht worden waren, welche Preußen abwechselnd gegen die verschiedenen Mächte Europa's auszuhalten hatte.

Gustav hatte kaum sein sechstes Jahr erreicht, als er das Unglück hatte, seine Mutter zu verlieren. Von diesem Augenblicke an war sein Leben in diesem traurigen Aufenthalte sehr einsam und einsam geworden. Sein Vater beschäftigte

*

sich wenig mit ihm, und der arme Kleine hatte keine Gespielen. Zuweilen willigten die Soldaten der Besatzung darein, seine Spiele zu theilen; doch war er gewöhnlich gezwungen, sich allein zu unterhalten, und seine Einsamkeit, seine Vereinzelnung, beschränkte die Zerstreungen, die er sich verschaffen konnte, auf eine sehr kleine Zahl. Eine der größten davon war, von der Esplanade des Schlosses aus, den Gewittern und dem Getriebe des Meeres zuzusehen, welches bis an den Fuß der hohen Mauern stieg, um daselbst seine schäumenden Wellen zu brechen.

Zuweilen sah Gustav in der Ferne von dem Sturme geschlagene Schiffe; er sah sie mit den Wogen bis an die Wolken steigen, dann plötzlich untergehen und verschwinden, um etwas weiter wieder emporzutauchen, aber ihrer Masten, Segel und Ruder beraubt und nach der Seite schwimmend, den wüthenden Fluthen preisgegeben; wieder ein ander Mal sah Gustav, wenn die See ruhig war, die Schiffe majestätisch gegen den Hafen segeln, daselbst friedlich, mit ausgespannten

Segeln anlanden, und den Anker in Mitte dieses Waldes von Mastbäumen einsenken, welche entblät-
terten Bäumen glichen.

Dieses Schauspiel entzückte ihn eben so sehr, als jenes des wüthenden Meeres ihn entsetzte, und doch geschah es selten, wenn der Donner rollte, und der Wind von allen Seiten des bligentflamnten Horizontes blies, daß Gustav sich nicht auf die Esplanade begab, um zu beten, und den Himmel zu Gunsten der unglücklichen Schiffer anzurufen, denn seine Mutter hatte ihn gelehrt, den Anblick des Unglücks nicht zu fliehen, und den Unglücklichen wenigstens Gebete zu schenken, wenn man ihnen keine kräftigere Hülfe leisten kann.

In diesen furchtbaren Augenblicken war Gustav nicht immer allein. Ein Mann, den er seine „guten Freund“ nannte, und den er von Kindheit auf gewohnt war, als einen zweiten Vater zu lieben und zu betrachten, Eugen DeLille, ein französischer Offizier, welcher seit vielen Jahren im Schlosse Wolgast gefangen war, suchte eben so sehr als Gustav, das feierliche Schauspiel auf, welches

die Meeresstürme bieten. Alle Zwei trogten dem Orkane, dem Regen und dem Wetterstrahle. Sie hielten sich bei den Händen, und blieben in einer stummen Betrachtung vor diesem erschreckenden Gemälde stehen, welches ihnen den muthvollen Menschen zeigte, wie er gegen die losgelassenen Elemente kämpfte und sie zuweilen bezwang. Dann sagte wohl der Hauptmann DeLille: „Mit welcher Freude wollte ich jenen Gefahren trogen, mit welcher Eilfertigkeit in alle jene Drangsale stürzen, könnte ich um diesen Preis meine Freiheit wieder erlangen, meine lange Gefangenschaft endigen sehen, und endlich die Küste meines Vaterlandes betreten!“

Oft hatte der Hauptmann mit Gustav von Frankreich gesprochen, und je älter Letzterer wurde, desto mehr freute es Herrn DeLille, seinem jungen Freunde von jener geliebten und betrauten Heimat zu erzählen. Er rühmte ihr mildes Klima, ihre schönen Gegenden, ihre mit goldenen Aehren bedeckten Felder, ihre mit tausendfarbigen Blumen geschmückten Wiesen, und Gustav horchte ihm zu, ohne sich eine klare Vorstellung von einer Gegend

machen zu können, welche so verschieden von dem Orte sein mußte, den er bewohnte.

Im Schlosse Wolgast war wohl ein Garten, welcher dem Festungs-Commandanten gehörte, aber man sah nur darin traurige Kiefern, verkrüppelte Tannen, und im Sommer einen sonnenverbrannten Rasen, welcher in den ersten Herbsttagen unter dem Schnee verschwand. Wäre Gustav in die Stadt hinab gekommen, so hätte er wohl in den Gärten der reichen Leute, ein frischeres Grün und einige jener Blumen gesehen, welche sein Freund ihm mit so viel Wohlgefallen beschrieb; aber das arme Kind hatte die traurige Festung, in der es geboren war, nie verlassen; auch hätte er übrigens, wenn er selbst die ganze Stadt durchwandert wäre, nirgends jene ergiebige und verschiedenartige Vegetation gefunden, welche den Reichthum und die Zierde der westlichen und südlichen Länder ausmacht. Die Seelust zerstörte hier jene Pflanzen, welche die Strenge des Winters verschont hatte. In Mitte jener Mauern und Thürme, von welchen aus man auf Wellen, auf schwarze Felsen, und auf die Hausdächer und Glockenthürme der

Stadt hinabfuhr, war Gustav oft versucht, Alles, was ihm Herr Delille von der Schönheit Frankreichs erzählte, für ein Märchen zu halten.

„Mein lieber Freund,“ sagte er ihm einst, „Sie werden mich doch mitnehmen, wenn Sie in Ihr Land zurückkehren; nicht wahr?“

„Aber Dein Vater würde wohl nicht einwilligen, mein Gustav?“

„O gewiß! Ich würde ihn so sehr bitten! Wie wäre ich froh, jene schönen Bäume, jene schönen Blumen kennen zu lernen, von welchen Sie mir so oft erzählen! Woher kommt es doch, lieber Freund, daß man nur Samen in die Erde zu streuen braucht, um sich Blumen, Bäume und Obst zu verschaffen?“

„Mein lieber Gustav, dieß ist Eines jener Geheimnisse der Natur, welches die Gelehrten, die unter dem Namen Naturforscher, welches so viel sagen will, als Männer, die sich mit Untersuchung der Thiere, Pflanzen und Mineralien beschäftigen, noch nicht ganz ausgemittelt haben. Das Studium jener Naturgeheimnisse ist ein weites Feld, auf welchem sich der Mensch oft verliert; aber selbst dann

gefährdet er sein Glück nicht: in welcher Richtung als ihn der Drang nach Wissen treibt, so gibt ihm jener Drang, welcher die unschuldigste aller Leidenschaften ist, immer reine Freuden, die sein Leben verschönern und es gleich einem angenehmen Traume vorüberführen.“

„Mein lieber Freund, auch ich habe den Drang nach Wissen; ich versichere Sie!“

„Es freut mich um Deiner selbst Willen, mein lieber G u s t a v. Aber nach was strebt jener Drang am meisten?“

G u s t a v dachte einen Augenblick nach, bevor er antwortete, dann sagte er: „Lange Zeit, mein Freund, hatte ich große Lust, die Welt zu durchreisen, wie diejenigen, welche auf jenen schönen Schiffen fortfahren, die wir hier vorüber segeln sehen. . . . Aber jetzt liegt mir nichts mehr daran; es ist aber nicht, daß ich etwa Furcht vor Gewittern oder Schiffbrüchen hätte! Nein, gewiß, mein Freund, ich habe Muth!“

„Ich weiß es, mein G u s t a v!“

„Aber seit Sie mir so viel von Ihrem schönen

Frankreich erzählt haben, möchte ich lieber mit Ihnen dahin reisen. Auch ich habe ein sehr großes Verlangen, anzubauen, Pflanzen wachsen zu sehen, schöne Blumen von verschiedenen Farben zu pflücken, und von ihren guten Früchten zu essen. Nach dem, was Sie mir gesagt haben, müssen Sie wohl besser schmecken, als die Pomeranzen und getrockneten Früchte, welche uns die Schiffe aus weiter Ferne bringen. Mein theurer Freund, wir müssen meinen Vater bitten, daß er uns eine kleine Reise nach Frankreich machen läßt."

"Gustav, ich bin gefangen; ein Kriegsgefangener, Du weißt es wohl; Du bist nun zehn Jahre alt; es sind neun Jahre, daß ich in der Gefangenschaft schmachte. Dieselbe wird mir, Dank sei Deinem vortrefflichen Vater, sehr erleichtert; ich genieße alle Freiheit, die er mir geben darf; aber meine volle Freiheit werde ich erst dann erlangen, wenn mein Land mit dem Deinen in Frieden sein wird. Mit meinem Generale durch die Preußen hieher geführt, sah ich ihn an seinen Wunden sterben; wäre er am Leben geblieben, so

wäre ich, wie er selbst, gegen einen preussischen Offizier meines Ranges ausgewechselt worden; doch der arme Adjutant wurde vergessen — — Mein guter Gustav, Dein Freund wird wahrscheinlich als Gefangener sterben!"

„Nein, nein!“ rief Gustav mit Feuer. „Erlauben Sie mir nur, mit meinem Vater zu sprechen und Sie sollen sehen, daß er uns Beide nach Frankreich reisen läßt!“

Der Hauptmann DeLille lächelte schwermüthig und erwiederte, daß sein Schicksal nicht von dem Festungs-Commandanten von Wolgast abhinge, und es unnütz sei, etwas zu verlangen, was er nicht gewähren könne. Indem er die Unterredung von dem Gegenstande ablenkte, der ihm schmerzlich war, weil er die Erinnerung an seine Leiden mit noch mehr Stärke erweckte, leitete Hauptmann DeLille das Gespräch auf die Genüsse, welche das Studiren gewähre; auf die Freuden eines Privatlebens, welches nützlichen Arbeiten geweiht ist, und besonders Jenen der Landwirthschaft. Gustav schien viel Vorliebe für dieselbe zu haben, obwohl er sie

nur durch die Erzählungen seines Freundes kannte, weil seine Arbeiten seinem, von Natur aus sanften und friedlichen Charakter zusagten; und wie gewöhnlich trennten sich auch an diesem Abende das Kind und der Gefangene, indem dieselben Gedanken sie beschäftigten, während sie sich doch Beide in einer sehr verschiedenen Stimmung befanden. Gustav dachte nur an schöne Obstgärten, und herrliche, von seiner Hand bebaut und gepflegte Blumenbeete; auch der Gefangene dachte daran und an blühende, durch den Gesang der Vögel belebte Gehäusche; aber als er in seinen Thurm trat, und unwillkürlich auf die Brandung horchte, welche an den Mauern der Festung sich zerschlug, schwanden die freundlichen Träume; er warf einen traurigen Blick auf die Mauern seines Gefängnisses — und ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust.



Zweites Kapitel.

Die Belagerung.

Der Festungs-Commandant hatte dem Hauptmann DeLille einige französische und deutsche Bücher zukommen lassen, und Letzterer glaubte die Güte von Gustav's Vater nicht besser erkennen zu können, als indem er in dieser kleinen Bibliothek alles Jenes zu schöpfen suchte, was bei dem Knaben den Geschmack zum Lernen entwickeln, und das Verlangen erregen konnte, seine freien Stunden nützlich anzuwenden. Das Studium der französischen Sprache, so wie etwas Erdbeschreibung, Weltgeschichte und Zeichnen füllte die Stunden angenehm aus. Gustav hing von Tag zu Tag mehr an dem Erzieher, den der Zufall ihm gegeben hatte, während der Festungs-Commandant täglich mehr Achtung gegen seinen Gefangenen

Gustav.

2

empfang, welcher seine lange Haft mit Muth und Geduld ertrug, und ohne Unruhe ließ er seinen Sohn in den Händen eines Mannes, dessen Betragen geeignet war, einem Vater das größte Vertrauen einzulößen. Der Commandant war ein tapferer und biederer Soldat, doch wenig unterrichtet und mehr mit der Politik beschäftigt, als mit seinem einzigen Kinde, und er war daher sehr froh, seine Sorgen für Gustav's Unterrichtung und Erziehung einem Anderen bis zu jener Zeit übertragen zu können, wo der Knabe in die Militärschule nach Berlin geschickt werden konnte. In jener Stadt lebte Frau v. Bode, eine Schwester von Gustav's Mutter. Beide Frauen waren Polinen und hatten sich nach Preußen verheirathet. Ihr Bruder, der Obrist von Weliskie, war ein oder zwei Mal nach Wolgast gekommen; aber der Festungs-Commandant liebte ihn nicht, obschon es ein tapferer und vortrefflicher Mann war. Ein Pole, und daher ein großer Franzosenfreund, hatte der Obrist den französischen Dienst dem preussischen vorgezogen, was

ihm sein Schwager nie verzeihen konnte. Als jene beiden Mächte sich bekriegten, wären sich vielleicht die Schwäger auf dem Schlachtfelde feindlich gegenüber gestanden, wenn nicht große Kränklichkeit, eine Folge seiner langen Dienste, dem General Baron v. Milau die Stellung des Festungs-Commandanten in Wolgast gleichsam als einen ehrenvollen Ruheplatz erhalten gemacht hätte.

So waren die ersten Jahre der Kindheit für Gustav vergangen, und für den Hauptmann DeLille die traurigen Jahre einer Gefangenschaft, deren Ende er nicht absehen konnte — denn ihm waren die raschen Fortschritte der französischen Armee in Deutschland unbekannt — und er ahnte nicht, daß Preußen bereits besetzt war. Keine Nachricht von der Außenwelt erreichte den Gefangenen und er ließ es sich nicht träumen, daß ihm der Augenblick seiner Befreiung so nahe war; als Gustav eines Morgens, noch vor der Lehrstunde ganz athemlos zu ihm hineinstürzte, und ihm mit den Worten um den Hals fiel: „Mein lieber Freund, die Franzosen sind in der Stadt!“

„Die Franzosen?“ rief der Hauptmann rasch auffspringend. „Was sagst Du, Gustav?“

„Ja, mein Freund, die Schlüssel der Stadt wurden ihnen gestern übergeben; aber mein Vater schwört, das Schloß bis zum Aeußersten zu vertheidigen!“

Diese unerwartete Nachricht erschütterte den Hauptmann so sehr, daß ihn ein heftiges Zittern befiel, und er sich wieder setzen mußte.

„Was ist Ihnen denn, mein lieber Freund?“ fragte Gustav. „Ich glaubte Ihnen mit dieser Nachricht so viele Freude zu machen!“

„Gustav, die Freude, welche ich habe, ist so groß, die Erschütterung, welche ich fühle, so tief! — Hat Dir Dein Vater nicht gesagt, ich möchte mich zu ihm begeben?“

„O mein Vater hat so viel zu thun, daß er gar nicht an Sie denkt, mein Freund! Er ertheilt Befehle, und geht in der ganzen Festung herum, um die Kanonen und Waffen in Stand zu setzen. — Ich wollte ihn bitten, den Franzosen nichts zu

Leide zu thun; aber er steht so fürchterlich aus — daß ich es nicht wagte, ihn anzureden.“

In diesem Augenblicke wurde DeLille be-
rufen, sich sogleich zum Commandanten zu verfügen.
Er gehorchte und ging mit seinem Zöglinge dahin.

„Herr Hauptmann,“ sagte der Commandant
ganz kurz, „die Franzosen stehen an unseren Tho-
ren — — die Stadt hat sich ergeben — — aber
Herren der Festung sollen sie nur werden, indem sie
über meinen Leichnam schreiten. Ich könnte Sie
einschließen und in Eisen legen lassen, um mich Ihrer
zu versichern — doch achte ich Sie hinreichend, um
mich mit Ihrem Ehrenworte zu begnügen, daß Sie
den Thurm, welchen Sie bewohnen, nicht verlassen
wollen.“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort!“ antwortete
der Hauptmann ohne Bedenken und legte die rechte
Hand auf seine Brust.

„Es ist genug,“ versetzte der Commandant,
„Hören Sie mich an, DeLille: Seit neun Jahren
hatte ich Gelegenheit, Ihren edlen Charakter hin-
reichend würdigen zu lernen, um Ihren Händen

heute ohne Furcht das Theuerste, was ich habe, dieses Kind, zu übergeben. Wenn ich falle, ersuche ich Sie, es nach Berlin zu meiner Schwägerin zu führen. Versprechen Sie mir es?"

„Ich verspreche es!“ erwiderte der Hauptmann, und drückte mit Liebe die Hand, welche der Commandant ihm reichte. Letzterer schwieg gerührt; er öffnete dem Gefangenen seine Arme, drückte ihn herzlich an sich, und winkte ihm dann, ihn zu verlassen.

Der Hauptmann zog sich mit Gustav zurück, welcher ein stummer Zeuge dieser Szene gewesen war, und Beide kehrten in den Thurm zurück. Der Knabe hatte Anfangs eine lebhaftere Freude bei dem Gedanken empfunden, daß sein Freund nun die Freiheit erlangen werde, und ihn nach Frankreich mitnehmen könne, wenn der Vater es erlaubte. Doch nun, wo diese Hoffnung schwand, fühlte er eine unbestimmte Angst, und zitterte bei dem Gedanken, daß nur der Tod seines Vaters die Freilassung des Gefangenen bewirken könne; daß, wenn sein Vater sterbe, sein Freund ihn nach Berlin führen, ihn

baselbst bei einer Tante lassen würde, die er gar nicht kannte, und dann allein nach Frankreich reisen würde. Weinend sank er nochmals an den Hals Herrn De Lille's, und sagte zu ihm: „Ich weiß ein Mittel, die Franzosen in die Festung hereinzulassen, und meinen Vater zu zwingen, sie ihnen zu übergeben. Ich werde ihnen den Weg zeigen!“

„Unglückskind! Was wagst Du zu sagen?“ rief der Hauptmann, ihn lebhaft unterbrechend. „Möchtest Du zum Verräther werden an Deinem Vater und Deinem Vaterlande?“

„Zum Verräther!“ — wiederholte der erschrockene Gustav. „Nein, ich will Niemanden verrathen; ich will nur, daß mein Vater sich nicht durch die Franzosen umbringen lasse, und daß Sie mich mit sich fortführen, anstatt mich nach Berlin zu bringen.“

„Gustav, ich wiederhole es Dir, wenn Du ausführtest, was Du vorhast, würdest Du an Deinem Vater und Deinem Lande zum Verräther. Dein Vater erfüllt seine Pflicht, indem er den Franzosen den Besitz dieser Festung streitig macht.

Sein Widerstand wird vielleicht fruchtlos sein aber die Pflicht befiehlt ihm, und die Pflicht Gustav, muß uns immer höher stehen, als die Sorge unserer eigenen Erhaltung, und selbst höher als unsere liebsten Neigungen. Gustav, ich erkenne mit Dank Deine Liebe für mich; aber mit Verachtung würde ich sie von mir weisen, wenn ich sie einem Verräther einflöste!"

Gustav senkte beschämt den Kopf. Der Hauptmann setzte ihm nun klar auseinander, wie diese Handlung, die er gewagt hatte, sich vorzunehmen, eine derjenigen wäre, die den Menschen am meisten erniedrigten, und wie man ihm nur um seiner Jugend und Unerfahrenheit Willen verzeihen könne, sie vorgehabt zu haben.

„Dein Vater,“ fuhr er fort, „wird vielleicht nicht in diesem Kampfe unterliegen; wird auch er Gefangener, so geschehe es mit Ehren und nicht dadurch, daß sein eigener Sohn ihn in die Hände der Feinde liefere. Fällt er aber, dann Gustav, sollst Du in mir eine Stütze, einen zweiten Vater finden!“

Im Verlauf des Tages erschien ein französischer

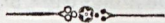
Parlementeur an den Thoren der Festung. Er bot dem Commandanten eine ehrenvolle Capitulation an; die Besatzung solle mit Waffen und Gepäck abziehen, und sich frei an den Ort begeben können, welchen der Commandant wählen würde; aber der General v. M i l l a u antwortete, er habe geschworen, die Festung Wolgast zu vertheidigen, und er werde es bis zu seinem letzten Athemzuge thun.

Der Parlementeur zog sich zurück, und am nächsten Morgen, mit Anbruch des Tages, wurde zum ersten Male Sturm gelaufen. In seinem Thurme eingeschlossen, fühlte Hauptmann D e l i l l e sein Blut in den Adern kochen, als die Kanonenkugeln mit Lärm in die hohen Mauern schlugen. Die Ehre hielt ihn an diesem Plage fester gefangen, als Ketten und Niegel es vermocht hätten.

G u s t a v brachte ihm jeden Augenblick Nachricht von dem, was draußen vorging. „Mein lieber Freund,“ sagte er, „auch ich hätte große Lust, ein Gewehr zu nehmen, und mit den Andern hinabzuschießen, oder eine Kanone abzufeuern — Aber unsere Feinde, wie sie mein Vater nennt, sind Ihre Landsleute — Mein

Gott! warum müssen wir gegen sie Krieg führen!
Ich habe Ihre Landsleute so lieb!“

Vier Tage hindurch war der Angriff sehr lebhaft und fast anhaltend. Die Besatzung wehrte sich mit Tapferkeit und der Festungs-Commandant erschien immer auf den gefährlichsten Posten; am fünften Tage Morgens, hörte man einen furchtbaren Knall; der erschrockene Gustav flüchtete in die Arme des Hauptmanns, zu welchem er sich eben begeben hatte, und Beide rollten mit den Trümmern bis in die Gräben der Festung, deren schlammige Gewässer, indem sie sich öffneten, um sie aufzunehmen, ihren Sturz weniger schwer ausfallen ließen.



D r i t t e s K a p i t e l .

Die Rettung.

Gustav hatte das Bewußtsein verloren. Als er zu sich kam, fand er sich am Fuße der Brustwehre der Festung, und am Rande des Grabens sitzend. Sein Haupt war an die Brust des Hauptmanns gelehnt, welcher ebenfalls saß, und mit vieler Mühe bis an diese Stelle gelangt war. Ober ihnen erhoben sich dichte, mit Staub vermischte Rauchwirbel in die Lüfte; denn die Franzosen hatten einen Theil der Festung in die Luft gesprengt. Man hörte den Donner der Kanonen, das Geklirre der Waffen jener Kämpfer, welche an den Breschen handgemein geworden waren, die Ausrufungen und das Geächze der Verwundeten oder Sterbenden, und Kugeln und Steine fielen um sie her, wie der Schauer an einem Gewittertage.

Nachdem der Hauptmann De Lille aufgestanden war, half er Gustav ebenfalls auf; sie suchten einen sicherern Ort, um das Ende des Gefechtes abzuwarten, aber die Erde wich unter ihren Füßen; sie hatten kaum Platz genug, um aufrecht, den Rücken an die Brustwehre gelehnt, zu stehen, und zu ihren Füßen war ein tiefer, mit stehendem Wasser gefüllter Graben. Der Hauptmann war nur durch wiederholte Bemühungen aus demselben mit Gustav herausgelangt, den er in einem Arme hielt, während er mit dem andern schwamm.

In dieser peinvollen Lage brachten sie den ganzen Tag in ihren durchnäßten Kleidern, von Kälte zitternd, zu, und waren jeden Augenblick in der Sorge, daß die Erde unter ihren Füßen entweichen werde. Die Ermattung schloß Gustav's Augen, welchen der Hauptmann mit seinem rechten Arme fest umschlungen hielt, und die Nacht ging für diesen Letzteren eben so peinlich hin, wie dieser sehr lange Tag hingegangen war.

Gegen Abend hatte der Lärm aufgehört. Bald

Hörte der Hauptmann nur mehr den abgemessenen Schritt der Schildwachen, welche auf den Wällen standen. Aber gehörten sie den Franzosen oder der Festungs-Besatzung an? Sollte er deutsch oder französisch um Hülfe rufen? Umsonst horchte er, wenn er die Munde kommen hörte; der Wind blies mit Heftigkeit und erlaubte den Tönen der menschlichen Stimmen nicht, bis zu ihm zu gelangen; er konnte nicht unterscheiden, ob die Schildwachen „wer da!“ oder „qui vive!“ schrieten.

Bei dem ersten Tagesdämmer warf der Gefangene einen begierigen Blick auf einen der nördlichen Thürme, den er von dem Platze aus sehen konnte, wo er sich befand. — Sein Herz klopfte vor Wonne, als er die französische Fahne flattern sah; alles Leid war vergessen, und mit lauter Stimme rief er die wenig entfernte Schildwache an. Sie näherte sich, beugte sich über den Mauervorsprung, und entsetzte sich bei dem Anblicke eines Mannes und eines Kindes in so mühevoller Stellung.

Gustav.

3

„Verschaffe uns eine Leiter, Kamerad,“ sagte der Hauptmann. „Wir sind seit gestern hier! Dieses Kind, welches ich für schlafend hielt, scheint mir jetzt ohnmächtig; mein erstarrter Arm kann es kaum mehr halten!“

Die Schildwache ruft um Beistand; man eilt dem Hauptmann und Gustav zu Hülfe! Zwei lange, zusammengebundene Leitern, werden in den Graben hinabgelassen, und der Hauptmann, den Knaben in den Armen haltend, steigt hinauf. Die hohen Mauern, welche er endlich mühsam erreichte, trugen noch die Spuren des furchtbaren Kampfes des Vorabends. Der Hauptmann legte seine Bürde, den armen Gustav, dessen Wangen mit Todesblässe bedeckt waren, auf die Erde.

Ein Soldat hob den Kopf des Kindes auf, und flößte ihm einige Tropfen Branntwein ein, dann reichte er die Feldflasche dem Hauptmanne, welcher sie nicht zurück wies; er fühlte sich durch dieses, unter den Soldaten so häufig angewendete Stärkungsmittel, neu belebt. Gustav öffnete die Augen; er wußte nicht, wo er war, und sein Blick

fiel mit Angst auf alle jene fremden Gesichter; doch bei dem Anblicke seines Freundes stand er rasch auf, und stürzte sich in seine Arme, indem er in Thränen zerfloß.

Eine Gruppe von Soldaten drängte sich um sie, und ihre, durch Hauptmann De Lille in wenig Worten erzählte Geschichte flog von Mund zu Mund. Der Lieutenant des Postens ließ den Hauptmann und seinen Schützling, welcher in höchster Verwirrung und Gemüthsbewegung war, in das Wachzimmer kommen; man half ihnen dort, so gut es gehen wollte, den Schlamm, mit dem sie bedeckt waren, von ihren Kleidern wischen, und führte sie zu dem gegenwärtigen Festungs-Commandanten.

Der Hauptmann wurde mit Achtung und herzlicher Freundlichkeit aufgenommen. Der Commandant hörte mit der theilnehmendsten Miene die Erzählung dieses Franzosen an, welcher eine so lange Gefangenschaft erduldet hatte, und sagte mit Gefühl, indem er seine Hand auf das Haupt des Knabens legte: „Dein Vater war ein tapferer Mann!

Er hat geendet, wie ich einst zu enden wünsche, auf dem Felde der Ehre . . .“

Gustav brach bei diesen Worten in lautes Schluchzen aus. Der Hauptmann fühlte seine Augen naß, indem er Gustav an seine Brust drückte, und sagte mit Rührung: „Armes Kind!“ Die Thränen des verwaisten Kindes flossen reichlicher. —

„O verlassen Sie mich nicht!“ sagte er mit unterbrochener Stimme. „Nehmen Sie mich mit! — Seien Sie mein Vater!“

„Ich werde Dein Vater sein,“ antwortete der tief erschütterte Hauptmann; „ja, ich will Dein Vater sein, und nehme den Himmel, so wie den Schatten Deines Vaters zum Zeugen!“

Dem nun freien Hauptmann wurde nebst seinem Schützling, eine Wohnung angewiesen. Dieser Lehrtete fiel, nachdem er sich ohne Rückhalt einem gerechten Schmerze hingegeben hatte, in einen tiefen Schlaf.

Während er ruhte, kehrte der Hauptmann zu dem Commandanten zurück, um es zu versuchen, dem

Verwaisten einen Theil des väterlichen Erbes zu retten. Er hatte es mit redlichem Herzen zu thun, seine Bitten wurden gut aufgenommen, und am folgenden Tage übergab man ihm das Geld und die Juwelen, welche man in dem Kabinete des Festungs-Commandanten gefunden hatte, den sein Nachfolger mit allen militärischen Ehrenbezeugungen wollte zur Erde bestatten lassen. Der Körper des heldenmüthigen Kriegers war unter einer Menge von Todten entdeckt, und durch diejenigen seiner Leute erkannt worden, welche die Einnahme des Schlosses überlebt hatten.

Die in den Kerkern und Thürmen der Festung eingeschlossenen Staatsgefangenen, konnten ihre Freiheit nicht sogleich erlangen; aber sie wurden gut behandelt, und man zeigte ihnen ihre baldige Abreise in das Hauptquartier an, wo dann ihr Schicksal entschieden werden sollte.

Auch Hauptmann De Lille und Gustav sollten sich in das Hauptquartier verfügen, welches in Stettin war, um daselbst die Pässe und die Marschrouten zu begehren, ohne welcher sie sich weder

nach Berlin, noch anders wohin begeben konnten; doch bevor sie diese Reise unternahmen, wohnten sie Beide, mit tiefer Erschütterung den letzten Ehrenbezeugungen bei, welche die Franzosen den irdischen Ueberresten des Barons v. Millau, letzten Festungs-Commandanten der Festung Wolgast erwiesen. Die Sieger begleiteten den Leichnam mit gesenkten Gewehren bis auf den Stadtfriedhof, wo er begraben werden sollte. Man konnte sich nicht leicht etwas Feierlicheres denken, als diesen Leichenzug, welcher langsam den Berg herabzog, während man die Trommeln in langen Zwischenräumen hörte, und oben in der Festung Salven gegeben wurden. Gustav folgte in Thränen aufgelöst, dem Sarge, welchen vier Soldaten trugen. Der Hauptmann De Lille folgte ihm mit einem tiefen Schweigen. Als Alles vorüber war, kniete Gustav auf dem frisch geschlossenen Grabe nieder, und weinte recht lange. Sein Pflegevater, welcher in einiger Entfernung stand, unterbrach ihn nicht in seiner Trauer und in dieser frommen Pflichterfüllung gegen Denjenigen, dem er sein

Leben dankte; aber als das Kind wieder aufstand, fand es sich an das Herz eines Beschützers, eines Freundes gedrückt, und seine Thränen flossen mit weniger Bitterkeit. Gustav hatte von Niemand Abschied zu nehmen, mit Ausnahme der wenigen Soldaten der Besatzung, welche der wechselvolle Zufall des Krieges nun zu Gefangenen der Franzosen gemacht hatte; nur ein oder zwei Mal war er mit seinem Vater, dessen Wesen wenig theilnehmend war, in die Stadt hinab gegangen. Uebrigens war der General, Baron v. Millau, durch den Platz selbst, welchen er so lange Zeit einnahm, zu vieler Vorsicht bei den Bekanntschaften gezwungen gewesen, die er sonst vielleicht zu machen gewünscht hätte; daher empfand Gustav keinen andern Kummer als er die Stadt Wolgast verließ, als den, das Grab seines Vaters daselbst zurück zu lassen.



Viertes Kapitel.

Die Reise.

Der Zeitpunkt, um welchen Gustav und sein Pflegevater sich auf den Weg machten, um zuerst nach Stettin und von da nach Berlin zu gehen, war besonders in Deutschland, keiner der angenehmsten, um eine Reise zu unternehmen. So eben hatte der Winter erst geendet und der Frühling kündigte sich durch häufigen und kalten Regen an; noch ließ sich keine Spur von Vegetation weder an Hecken und Bäumen, noch auf den zerstörten Feldern sehen, da die zahlreichen Truppen, die das Land den Winter über durchzogen hatten, ein Hinderniß für alle Feldarbeiten gewesen waren. Der friedliche Landmann, gezwungen, mit seiner Familie weit von seiner heimathlichen Hütte zu fliehen, hatte in den Wäldern seinen einzigen Reichthum, nämlich seine

Ackergeräthe und seine Heerden versteckt. Ach, der Krieg ist etwas Furchtbares! Schlachten, Siege und Eroberungen sind in Büchern bewunderungswerther, als in der Wirklichkeit; denn die Geschichtschreiber erwähnen darin nur der Heldenthaten, und der Tüchtigkeit von Muth und Unererschrockenheit der Heerführer und Soldaten, und sie unterlassen es, zu sagen, wie viele unschuldige Opfer, entfernt von ihren, durch den Feind, ja selbst oft durch ihre eigenen Soldaten, welche Hunger und Entbehrungen aller Art zum Ueßersten gebracht hatten, geplünderten und verbrannten Wohnungen, im Elende zu Grunde gingen.

Das hatte Hauptmann DeLille oft dem Knaben gesagt, und jetzt erkannte Gustav durch den Augenschein, die Wahrheit und Wichtigkeit der Bemerkungen seines Freundes.

Beide kamen ohne Unfall nach Stettin, wo sie nur die nöthige Zeit blieben, um die Papiere zu erhalten, die ihnen nöthig waren; und ohne der Besichtigung dieser schönen Stadt eine Zeit zu schenken, welche seit der Zeit, als der Hauptmann Hoff-

nung hatte, bald seine Heimat wieder zu sehen, sehr kostbar für ihn geworden war, begaben sie sich schnell auf den Weg nach der Hauptstadt Preußens, welche nur dreißig Meilen von Stettin entfernt ist. Dem Hauptmann und seinem Mündel war ein Reisegeld bewilliget worden; die Absicht des Ersteren war, dies geheiligte Pfand, welches nun Alles war, was die arme Waise besaß, unberührt an Gusta v's Familie zu übergeben, und ihn selbst dann mit sich zu nehmen, wenn seine Verwandten wenig Neigung für ihn zeigen sollten, denn er liebte dieses Kind und betrübte sich schon bei dem Gedanken, von ihm zu scheiden.

Doch als er in Berlin ankam, wo die Franzosen seit Kurzem eingezogen waren, bemühte er sich umsonst, um zu erfahren, was aus Frau v. Bode, der Schwägerin des Barons von Willau geworden war. Die vornehmsten Familien hatten die Stadt bei Annäherung des Feindes verlassen, und keine war noch wiedergekehrt.

Ein Monat verging, ohne einen glücklichen Erfolg zu bringen, und endlich gab der Hauptmann

Gustav's Bitten nach, und willigte ein, mit ihm nach Frankreich zu reisen.

„Mein guter Freund,“ sagte Gustav, „erlauben Sie mir immer, immer bei Ihnen zu bleiben; Sie lieben mich, aber meine Tante Bode, die mich nicht kennt, und mein Oheim, der General v. Weliskie, den ich nur ein oder zwei Mal gesehen habe, als ich ganz klein war, die können mich nicht lieben. — — Lieber Freund, nehmen Sie mich mit, gehen wir nach Frankreich. Ich werde für Sie arbeiten, weil ich Ihnen nicht beschwerlich fallen will. D ich bitte, gehen wir in Ihr schönes Frankreich!“

Der Hauptmann wünschte wohl nichts mehr, als sich nie von seinem Böglinge zu trennen; er wollte nicht wieder Dienste nehmen; doch wenn man ihn neuerdings unter die Fahne berufen sollte? — — Nach vielem Bögern entschloß sich Herr DeLille, abzureisen. Er hatte Verwandte in der Stadt Seganne, wo er geboren war; fände er sich gezwungen, noch ein Mal den Zufällen des Krieges sich aussetzen, könnte er Gustav seiner Familie anvertrauen,

bis sich die Gelegenheit fände, ihn der Frau v. Bode, oder wohl auch den Obristen v. Weliskie zu übergeben. Beide verließen daher Berlin, um sich nach Sachsen zu begeben, und die Grenzen Frankreichs bei Mainz zu erreichen.

Die Reise war lang; aber je näher man gegen Westen kam, desto fühlbarer wurde der milde Einfluß des Frühlings, welcher anfing, die mütterliche Erde zu erwärmen, den Saft in den Bäumen und Pflanzen treiben zu machen und die Felder mit schönen grünen Teppichen zu bedecken. Mit welcher Aufmerksamkeit, mit welchem Eifer lauerte Gustav die bald langsamen, bald raschen Fortschritte des Erwachens der Natur ab, oder folgte denselben! Die zahlreichen Knospen der Bäume zierten zuweilen ihren Gipfel mit einem schönen Roth oder Veilchenblau; oder es waren die Blüten der Obstbäume, welche zuerst kommen, und da den sich gegen Himmel erhebenden Zweigen, ein zartes oder lebhaftes Roth ertheilten; in einigen Bezirken boten diese schon blühenden, doch noch blätterlosen Zweige, dem entzückten Auge, lange, schneeweiße Federbüsche dar und

Gustav rief: „Mein lieber Freund, wie schön ist das!“

Doch bezeugte er gar keine Bewunderung für die Monumente und öffentlichen Gebäude der Städte, die er durchzog. „Es sind Steine, und nichts als Steine,“ sagte er; „nur sind sie schöner gestaltet als die der Festung Wolgast! Da liebe ich wohl ungleich mehr diese Thäler, diese großen Felder, diese schönen Bäume, welche nun bald grün sein werden, und diese Hecken, an welchen man hin und wieder schon kleine, grüne Spitzen sieht. Mein lieber Freund, wenn alles dieses mit Blättern bedeckt ist, muß es herrlich sein!“

Die Reisenden hatten bereits Sachsen und Hessen durchzogen und kamen nahe an die Thore von Frankfurt am Main, als Gustav, welcher an des Hauptmanns Seite durch ein kleines Gehölz ging, wo schon einige Sträucher ihren grünen Schmuck bekommen hatten, seine Geruchsnerven durch einen süßen und durchdringenden Wohlgeruch angenehm gereizt fühlte. Er blieb erstaunt stehen. Hauptmann DeLille lächelte, und gebot ihm, im Grase zu
Gustav.

suchen. Gustav gehorchte, und fand bald im Grase eine Menge dunkelblauer Blümchen, welche sich unter schönen Blättern verbargen, die an manchen Stellen große Büschel bildeten, und sich wieder an anderen wie ein grüner Teppich ausbreiteten. Gustav pflückte eine große Anzahl jener Blumen, er athmete mit Entzücken ihren süßen Duft, und rief aus: „Ach mein Freund, wir sind in Frankreich!“ „Mein Lieber Gustav,“ antwortete der Hauptmann, „nicht bloß in Frankreich gibt es Veilchen, Jasmin und Rosen. Die Natur war nicht nur gegen dieses Land allein verschwenderisch mit ihren schönen Gaben; in ganz Europa, fast in allen Weltgegenden findet man Bäume, Blumen und Früchte; nur sind sie dem Klima nach, in größerer oder geringerer Anzahl; besonders im Süden zeigt sich die Natur reich, fruchtbar in ihren Produkten, und freigebig und wechselvoll in den herrlichen Farben, mit welchen sie die Gewächse und selbst die Thiere schmückt. Im Norden ist im Gegensatz, alles kühl und düster, und die meisten, unter der kalten Zone gelegenen Länder, bringen nicht ein Mal die Zwergsichte oder

den traurigen Lerchbaum hervor; bloß ein graues, dürres Moos bedeckt die schwarzen Felsen, welche an manchen Orten selbst von diesem entblößt sind. Aber Frankreichs glücklicher Himmelsstrich, und sein reicher, fruchtbarer Boden, machen es einiger Maßen zum Garten von Europa: man sieht daselbst die einheimischen Pflanzen und die der andern Gegenden des Festlandes, eben so wie jene blühen, welche uns aus den fernern Tropenländern gebracht werden. So ist denn Frankreich ein irdisches Paradies, sowohl für den Freund und Bewunderer der Natur, als auch für Denjenigen, welcher gerne seine Vernunft bildet, und seine geistigen Fähigkeiten entwickelt, und die Freuden zu genießen wünscht, welche den Geist der Geselligkeit, die Höflichkeit und angenehme Freundlichkeit gewähren, welche man in Frankreich mehr als in jedem andern Lande trifft."

„Mein theurer Freund,“ sagte Gustav, „nun begreife ich besser als vorher, wie traurig und lange Ihnen Ihre Gefangenschaft im Schlosse Wolgast scheinen mußte! Mein Gott, wenn man in einem so schönen Lande geboren ist, wie kann man es ver-

*

lassen, um in den Krieg zu gehen und sich der Gefahr aussetzen, im Norden gefangen genommen zu werden, wo es weder Blumen noch frisches Grün gibt!"

„Mein lieber Gustav,“ antwortete der Hauptmann, „als ich die Waffen ergriff, war mein Vaterland durch alle Mächte Europas bedroht. Es handelte sich darum, es zu vertheidigen, und nicht Eroberungen zu machen. Heut zu Tage, wo es meines Armes nicht mehr bedarf, werde ich mit Vergnügen in die stille Unbemerkttheit des heimathlichen Herdes wiederkehren; und ich werde es mit desto mehr Vergnügen, als das Unglück mich über den Werth von allen dem belehrt hat, was ich ohne vielem Kummer verließ, und mit einem gegen den höchsten Spender des Glückes und der Uebel, von Dankbarkeit durchdrungenem Herzen wiederfinden werden. Gustav, um wahrhaft glücklich zu werden, muß man das Unglück gekannt haben; um zu fühlen, wie schön und theuer das Vaterland ist, muß man es verlassen und die Furcht empfunden haben, es nicht mehr wieder zu sehen!“

„Ach mein guter Freund, die Erinnerung an meinen Vater ist die einzige angenehme, die ich aus meinem Lande mitbringe, und ich werde nie Lust empfinden, dahin zurück zu kehren!“

„Gustav, noch bist Du zu jung, um jene Lust zu empfinden! Aber es wird eine Zeit kommen, wo Du wenigstens ein Mal wirst Wolgast wiedersehen wollen, um Dich an dem Orte wieder zu befinden, wo Du geboren bist, und wäre es nur um Deinem Vater einen neuen Zoll kindlicher Thränen zu entrichten!“

Das verwaiste Kind seufzte, und fühlte dunkel, daß sein Freund wahr sprach. Gegen Abend kamen die Reisenden in Frankfurt an. Gustav wurde durch den freundlichen Anblick dieser Stadt angezogen. Sie hat einen Abglanz von Größe, Wohlstand und Behaglichkeit, welcher die günstige Lage darthut, deren sich ihre Bewohner erfreuen. In lustigen und schön gebauten Stadtvierteln sind die Häuser durch Gärten getrennt, welche niedrige Mauern umgeben. Ueber denselben erheben sich überall Aprikosen- und Zwetschkenbäume, welche eben da-

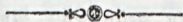
mals den Augen ihre blumigen Nester zeigten. Gustav blieb auf jeden Schritt stehen, und sog die süße, reine Frühlingsluft mit langen Zügen ein. In seinen Athern schien ein neues Leben zu strömen.

Den nächsten Tag begaben sie sich wieder auf den Weg, und am zweiten Tage kamen sie an die Ufer des Rheines. Gustav hatte schon viele Wasserfälle gesehen und überfahren, aber keines schien ihm mit diesem herrlichen Strome zu vergleichen; er blieb mehrere Male auf der Schiffbrücke stehen, welche die beiden Ufer verbindet, um die schöne Gegend zu bewundern, welche sich seinen Blicken, rechts, links und gerade vor sich hin, ausbreitete, und um des Anblickes der mit Leuten beladenen Barkenboote zu genießen, welche den Rhein auf- oder abfuhren.

In Mainz bestiegen sie den Eilwagen, um sich nach Châlons zu begeben; denn unsere Reisenden, welche ihren Weg theils auf Postwägen, theils zu Fuß gemacht hatten, waren etwas ermüdet, und wünschten den Rest ihrer Wanderschaft abzukürzen. Es war also so zu sagen im Fluge, daß

Gustav Lothringen und einen Theil der Champagne durchzog.

Mit Erstaunen bemerkte er, daß die Natur nicht überall verschwenderisch mit ihren Gaben sei, sich gegen einige Bezirke Frankreichs, so wie an andern Orten karg zeigte, und daß gerade die wenig furchtbare Gegend der Champagne, in der sein Freund und Pflegevater geboren war, nicht unter ihre Günstlinge gehöre.



Fünftes Kapitel.

Die Blume.

In der Familie des Hauptmanns De Lille, waren seit den zwölf Jahren, als er sie verlassen hatte, große Veränderungen eingetreten. Seine nächsten Verwandten waren gestorben; Andere hatten sich von Seganne entfernt, und Sene, welche es noch bewohnten, ließen ihm durch ihre Aufnahme hinreichend fühlen, daß er nichts von ihnen zu erwarten habe.

Der Hauptmann blieb also nicht lange in dieser Stadt, und machte sich bald auf den Weg nach Paris, wohin ihn seine Angelegenheiten riefen. Er mußte Schritte thun, um entweder seine Wiederanstellung oder seinen Abschied zu erhalten; denn jetzt wünschte er mehr als je, einiger Ruhe zu genießen, und sich nicht von seinem Zöglinge zu trennen. Er

konnte ihn Niemandem anvertrauen, da die Verwandten, auf die er gerechnet hatte, nicht mehr lebten. In einem Städtchen, nur mehr zehn Meilen von Paris, stiegen die Reisenden in einem Gasthose ab, um zu Mittag zu essen; aber Gustav, welcher seinen Freund beim Aussteigen verlassen hatte, kam nicht wieder und der Hauptmann fragte mit Unruhe: „wohin er gegangen sei.“ „Er ist in dem Garten,“ antwortete eine der Mägde, und sie öffnete die Thüre, welche in den sehr wohl bestellten Garten führte, der hinter dem Gasthose lag. Der Hauptmann rief, und suchte den Knaben. Am Ende eines Laubganges fand er ihn vor einem herrlichen, blühenden Rosenstrauch knieend.

„Gustav,“ sagte er, „was machst Du hier?“

Gustav stand auf, und stürzte sich mit thränenfeuchten Augen in die Arme seines Freundes, indem er rief: „O, mein Freund, wie schön ist das! — Mein Gott, wie schön sind diese Rosen! Ich betete für meinen Vater, mein Freund. Ich bat Gott, er möchte ihm im Himmel die Freude empfinden

lassen, die ich so eben empfand, als ich Rosen sah. Ich fragte nach Rosen, man hat sie mir gezeigt — Nicht wahr, lieber Freund, auch die Engel sind mit Rosen bekränzt?“

„Ja, Gustav, doch mit dornenlosen; während diese hier voll Stacheln sind. Sieh' ein Mal!“

Gustav hatte dieselben noch nicht bemerkt.

„Mein Freund,“ sagte er, „warum ist denn diese schöne Blume so mit Dornen besetzt? Warum sind unter diesem herrlichen Laubwerk Stacheln versteckt?“ „Lieber Gustav, es ist, als fragst Du mich, warum unsere lebhaftesten Freuden fast immer mit Bitterkeit gemischt sind.“

„Aber die Rosen, welche die Engel kränzen, haben keine Dornen?“

„Nein, Gustav, eben so wenig, als die Freuden, die den Redlichen im künftigen Leben erwarten, mit irgend etwas Bitterem gemischt sind!“

Gustav hörte, die Augen fortwährend auf den prächtigen Rosenstrauch geheftet, aufmerksam zu; er hätte wohl gerne ein Paar dieser schönen Blumen pflücken mögen, doch wußte er, daß wir nicht berühren dürfen, was nicht uns gehört.

Als der Hauptmann in das Haus zurückkehrte, zeigte er Gustav Jasmin und Geißblatt, welches eine Laube bedeckte, zu deren Füße Reseda und Stiefmütterchen blühten; und die Augen des Kindes glänzten vor Freude! Doch kehrte er mehr als einmal zurück, um den schönen Rosenstrauch, den einzigen, welcher blühte, und dessen Wohlgeruch ihn völlig berauscht hatte, zu besuchen.

Je näher man gegen Paris kam, desto entzückender sah die Landschaft aus. Ueberall gab es schöne Häuser mit Gärten umgeben, aus welchen sich die weiße und rothe Akazie, der Gytisus oder falsche Ebenholzbaum, der Schafllinsenbaum, dessen Blüten, lange, gelbe Trauben bildend, mit so viel Anmuth zwischen dem zierlichen Laubwerke herabfallen, erheben; so wie der Kastanienbaum mit seinen pyramidenförmigen Blüten, der Linde, welche mit ihrem Schatten schöne, gerade Alleen bedeckt, und deren unscheinbare Blüte so süße Düste um sich her verbreitet. Ueber den frischen Hecken boten die Rosenbäume dem Auge große Blumensträuße dar; doch Gustav fand dieselben weniger schön, als jene Ro-

fenstöcke, welche der Natur Alles schuldig sind, in keine künstlich geformten Kugeln gebracht sind, er war überhaupt kein Freund der Symetrie.

Doch wurde er von Bewunderung ergriffen, als sein Freund nach ihrer Ankunft in Paris, ihn in den Garten der Tuilleries führte. Man war im Anfange des Junimondes, in jener Zeit des Jahres, wo das Grün überall mit Blumen geschmückt ist, und wo die Blumen, indem sie ihre Farbenpracht ausbreiten, die Gärten zu einem bezaubernden Aufenthalt machen. Luxemburg gefiel Gustav weniger; doch im botanischen Garten boten sich so viel unbekannte Blumen seinen Blicken dar, daß er keine Worte fand, um zu schildern, was er so tief empfand. Er war höchst erstaunt, als er sah, wie die Natur an Formen, Farben und Wohlgerüchen bis in's Unendliche reichhaltig ist, und er dankte dem Schöpfer des Weltalls mit einem, von Dankbarkeit durchdrungenem Herzen, dem Menschen so viele Quellen der Freude, und so viele Gründe verliehen zu haben, seine Großmuth und Huld zu segnen!

Gustav zeigte eine solche Vorliebe für das Landleben, ein so lebhaftes Verlangen, sich den Gartenarbeiten zu widmen, daß sein Pflegevater nach reiflicher Ueberlegung den Entschluß faßte, in seinem Namen eine kleine Besitzung in der Nähe von Paris zu kaufen, wo sie mit geringen Kosten leben konnten; denn Gustav's Vermögen war nicht bedeutend; die Juwelen, welche seinem Vater gehört hatten, waren nicht sehr werthvoll, und der Hauptmann konnte nicht mehr als sechzehntausend Franks dafür erhalten, als er sie verkaufte. „Gustav,“ sagte er zu seinem Bögling, „hier ist Alles, was Du besitzt; ich habe gar nichts; aber ich habe Anspruch auf eine Pension, welche mir, wie ich hoffe, bald bewilliget werden wird. Bis zur Zeit, wo ich für mich selbst werde sorgen können, nimmst Du mich wohl gastfreundlich bei Dir auf? Willst Du wohl!“

„Ob ich es will, mein theurer Freund, mein Vater!“ rief Gustav mit Wärme. „Gehören diese sechzehntausend Franks nicht uns Beiden?“ —

„Mein Freund, sechzehntausend Franks sind eine große Summe!“

Lächelnd erwiderte der Hauptmann. „Es ist im Gegentheil eine sehr geringe; aber sie wird hinreichen, wenn wir sie gut verwenden, und uns durch unsere Arbeit, unsern Unterhalt verdienen können.“

Er begab sich, mit seinem bereits an Anstrengungen gewohnten Zögling, zu Fuß in die Umgebungen von Paris. Bei diesen Wanderungen hatte Gustav mehr als ein Mal Gelegenheit, über den Reichthum, die Schönheit und Verschiedenheit der Naturprodukte in Entzücken zu gerathen. Die einfachen Wiesenblumen, die blauen und rothen Kornblumen, die Wicke, welche sich überall mit dem Grase und Korn vermengt; das Gänseblümchen, welches die Wiesen wie Schmelz überzieht; das wilde Geißblatt, die Klematis, deren Wohlgeruch zugleich so süß und so gefährlich ist, Alles zog seine Blicke an, Alles entzückte ihn, und verschaffte ihm neue Gelegenheit, die Güte des Schöpfers und die Fruchtbarkeit von Frankreichs schönem Himmelsstriche zu bewundern; doch blieb die Rose der Gegenstand sei-

nes Vorzuges. Gustav staunte, als er entdeckte, wie viele verschiedene Gattungen die schönste aller Blumen darbietet. Doch zog er die Rose von Provinz von so reichem Purpurroth, der Kapuzinerrose, die inwendig von dunklem Scharlachroth, und außen schön gelb ist, und der bengalischen Monatrose, welche so zierlich ist, die sogenannte Centifolie, vor; diese schien ihm wirklich die Königin der Blumen, und ihr Wohlgeruch der vorzüglichste aus Allen.

„Mein lieber Freund,“ sagte Gustav einst zu seinem Pflegevater, als sie sich nach den Ankündigungen der Blätter in das Dorf Fontenay-aux-Roses, nächst Paris begeben hatten, „hier müssen wir uns niederlassen!“ Gustav war sogleich hingerissen gewesen, als er an diesem Orte ganze Felder mit seiner Lieblingsblume bedeckt sah.

„Nicht wahr, mein Freund,“ fügte er hinzu, „Sie werden das angezeigte Haus und den Garten kaufen?“

„Wir wollen es erst besehen,“ antwortete der Hauptmann, welcher nicht so leidenschaftlich war, als Gustav, und mit desto mehr Klugheit handeln mußte,

*

da die Summe, über die er zu verfügen hatte, nicht sein gehörte.

„Das in den Ankündigungen angeführte Haus war eigentlich nur ein Bauernhaus, mit zwei Zimmern im Erdgeschoße und zwei anderen im ersten Stocke; aber der sehr große Garten war im besten Stande, mit Blumen bedeckt, und am Ende desselben besanden sich Mistbeete im guten Zustande und ein kleines, aber wohl eingerichtetes Treibhaus.“

„Wie wohl werden wir hier aufgehoben sein, lieber Freund!“ sagte Gustav. „Sehen Sie, man kann dieses Gemach in zwei Theile theilen; in dem rückwärts wird unser Gärtnerbursche schlafen; vorne heraus, können wir unser Tafelzimmer daraus machen; das zweite Zimmer muß unsere Küche werden, und oben wollen wir Zwei wohnen.“

Der Hauptmann lächelte und antwortete dem Knaben: „Er habe vollkommen Recht.“

Nachdem er Alles untersucht, abgewogen und den Preis, welchen man für das Haus begehrte, so wie den Ertrag, den man aus den Gartenproducten erhalten könne, berechnet hatte, glaubte der Haupt-

mann keinen schlechten Kauf zu thun, wenn er das Haus und Grundstück um zwölf tausend Franks kaufte. Von dem Gelde, welches ihm noch übrig blieb, mußte man noch so viel wegnehmen, als für die nöthigsten Reparaturen erforderlich war, ferner sich Einrichtung, Lebensmittel im Vorrathe, und Winterkleider kaufen. Als alle Ausgaben abgerechnet waren, fand sich Gustav noch im Besitze einer Summe von zweitausend Franks, welche bei einem Notar angelegt wurden, und im darauf folgenden Oktober nahmen der Hauptmann und sein Bündel Besitz von der neuen Behausung.



Sechstes Kapitel.

Arbeiten und Studien.

Es war ein Tag der Freude, als Gustav seinen Pflegevater zuerst in sein Haus aufnehmen konnte. Er durchwanderte es mit kindischer Freude; kein Luxus herrschte darin, aber kluge Eintheilung, Ordnung und eine Art von Wohlstand. Vom Fenster des kleinen Tafelzimmers aus, überfah man den ganzen Garten. Eine Frau aus dem Dorfe war gedungen worden, um der Haushaltung vorzustehen und für den Hauptmann, Gustav und den Gärtnerburschen zu kochen, den ihnen die früheren Besitzer als einen sehr fachverständigen und braven Menschen gerühmt hatten. Er war ein Deutscher, hieß Frix, und mit seiner Hülfe sollten Gustav und der Hauptmann Alles erlernen, was sich auf die Kultur eines Gartens bezieht.

F r i g war seit sechs Jahren in Frankreich; er war mit einem französischen Offizier dahin gekommen, und als dieser Offizier gestorben war, ergriff F r i g sein altes Gärtnerhandwerk wieder, welches er vortrefflich verstand. Aufrichtig und biedert, wie ein wahrer Deutscher, war er dem Hauptmann und G u s t a v sehr nützlich, welche er nach und nach in der Gärtnerei unterwies, und in denen er zwei eben so thätige als verständige Schüler fand. G u s t a v war über seine neue Lebensweise entzückt. Unaufhörlich hatte er den Spaten oder den Rechen zur Hand, oder er führte den Schubkarren, um den Dünger von einem Ende des Gartens zum andern zu bringen, indem er sich sehr wunderte, daß man einer so schmutzigen Sache bedürfe, um die schönen Blumen hervorzubringen, die einen so süßen Wohlgeruch verbreiteten. F r i g theilte ihm eine Menge kleiner Geheimnisse mit, um die schon so verschiedenen Naturprodukte noch unendlich zu vervielfältigen; er belehrte ihn über das Belzen der Bäume, welches die sogenannten Wildblinge mit Blü-

ten und Früchte bedeckt, welche von jenen Bäumen an Farbe und Wohlgeschmack so verschieden sind.

Der Saft, welcher in dem Pfropfreis enthalten ist, geht durch das Pelzen auf den gesunden Stamm der Wildlinge über, und trägt nun nicht mehr wilde Blüten und Früchte, sondern solche, welche dem Auge eben so schön, als dem Gaumen köstlich erscheinen.

Fritz lehrte Gustav ferner die Kunst, die Rosen- und Weinstöcke durch Ableger zu vermehren, nämlich, daß man einen oder mehrere Zweige in die Erde legt, und daselbst durch kleine Holzstückchen befestiget; diese Zweige bekommen im nächsten Jahre Wurzeln, Zweige, Blätter und Knospen, und dann trennt man sie durch das Gartenmesser von dem Mutterstamme, welcher fortfährt zu treiben, zu blühen und noch neue Stöcke zu geben.

Die Rosenzeit war vorüber; doch war der Garten noch nicht alles Schmuckes beraubt. Der Länge hin an den Alleen erhoben sich große Büschel von purpurrothen, citronengelben und lilafarbenen Strohblumen, welche bestimmt schienen, die schönen von

so frischen Farben und verschiedenen Schattirungen glänzenden Margarethenblumen zu ersetzen; die Dahlia, mit dem herrlichen Laubwerk, bedeckte sich mit Blumen, die sich auf einem dünnen Stängel wiegten, und an Schönheit mit den herrlichsten Sommerblumen wetteiferten. Die purpurrothe Rainblume, die gelbe Immortelle blühten auch hin und wieder zwischen bengalischen Rosenstöcken, welche wie in den Tagen des Frühlings glänzend an Jugend und Frische waren. Alle diese geruchlosen Blumen gefielen dem Gustav viel weniger, als die, welche gleich nach seiner Ankunft in Frankreich seinen Blicken aufgefallen und seinem Geruche so angenehm erschienen waren. Er bewunderte ihre Zierlichkeit und den Reichthum ihrer Farben, aber mit viel weniger Begeisterung als er besonders die Rose bewundert hatte, und mit Ungeduld erwartete er die Rückkehr der schönen Jahreszeit, um mit der Morgenluft den Geruch der Blume einzusaugen, die man zur Königin über alle Anderen erhob.

Das Treibhaus war voll Orangenbäumen, spanischem Jasmin, persischem Flieder, verschiedenarti-

gen Geranien, Nachtschatten, indischem Cactus und einer Menge anderer exotischer Pflanzen, welche Gustav in den Glashäusern des botanischen Gartens gesehen hatte; er hatte sie sehr schön gefunden, doch dabei bemerkt, daß bei der Mehrzahl derselben, unter ihren Blättern, ihrer Form und ihrer Blüthe, nicht jene günstige Uebereinstimmung, jene Zierlichkeit herrscht, welche den europäischen Pflanzen so viel Reiz und Schönheit geben.

„Mein lieber Freund!“ sagte er zuweilen, „sie kommen mir vor, wie reich, aber ohne Geschmack gepugte Leute, da sie ungewohnt sind, schöne Kleider zu tragen, wissen sie nicht gut zu wählen und nehmen zum Beispiel blaue Strümpfe zu einem rothen, mit Gold gestickten Kleide; während bei den einheimischen Pflanzen das Blatt zur Blume, die Blume zum Blatte paßt, und das Ganze so schön ist!“

„Deine Bemerkung ist sehr richtig,“ antwortete Hauptmann De Lille, „und ich bin sehr erfreut, daß Du sie selbst gemacht hast. Es ist mir ein Beweis, daß Du beobachtest und nachdenkst. Aber sage mir, warst Du nicht auch über die Schönheit er-

staunt, welche die Sorgfalt eines geschickten Gärtners, selbst den gemeinsten Pflanzen verleihen kann?"

„Ohne Zweifel, mein Freund!“

„Und hat diese Beobachtung Dich nicht weiter geführt? Möchtest Du nicht einige Vergleichen zwischen den Pflanzen und dem Menschen machen?“

Gustav erröthete und ließ den Kopf beschämt sinken; doch bald blickte er wieder empor, und sagte mit Unterwürfigkeit: „Mein lieber Freund! Sobald Sie's wünschen, werde ich mit Ihnen die Studien wieder vornehmen, mit welchen ich mich in Wolgast beschäftigte.“

„Gustav! Was sollte aus uns werden, wenn wir uns nicht im Vorhinein die Mittel sicherten, unsern Geist auf eine angenehme Art zu beschäftigen, wenn die unfreundliche Jahreszeit, und die langen Winterabende kommen werden? Dann werden die Gartenarbeiten zum Theil unterbrochen sein, und die lange Weile würde uns belagern, wenn wir uns nicht in die Verfassung stellen, sie verjagen zu können. Gustav, Deine Neigungen stimmen Dich

dafür, auf dem Lande zu leben: aber man langweilt sich daselbst, wenn man, um sich zu unterhalten, zu nichts Anderem, als zu den körperlichen Uebungen seine Zuflucht nehmen kann. Uebrigens, mein junger Freund, ist Dein Schicksal noch nicht entschieden; ohne Einwilligung Deiner Familie kannst Du nicht über Dich selbst verfügen; wenn sie Lust hat, Dich zu sich zu berufen, soll sie über Dich nicht erröthen müssen."

"Mein Freund," sagte Gustav mit Thränen in den Augen, "ich bitte Sie, sprechen Sie nicht so! Ich will Sie nie verlassen; ich will immer in Frankreich leben und mein ganzes Leben hindurch Gärtner sein."

"Gustav, ein altes Sprichwort sagt: Der Mensch denkt und Gott lenkt! Trachte Dich in den Stand zu setzen, nirgends ganz unbrauchbar zu sein: und Du wirst Dich überall an dem rechten Plage finden!" —

In einem der Ausflüge, welche der Hauptmann oft in seinen Angelegenheiten nach Paris machen mußte, beschäftigte er sich auch damit, einige der für

Gustav's fernere Ausbildung nöthige Bücher auszuwählen, da derselbe nur einen oberflächlichen Begriff von Geographie und Geschichte hatte, während er deutsch und französisch mit gleicher Geläufigkeit sprach, da dieselbe durch die Gewohnheit erhalten wurde, die man gleich vom Anfange her beibehalten hatte, zusammen oder mit Fritz in beiden Sprachen zu sprechen. Den kleinen Elementarschriften, fügte der Hauptmann einige literarische bei: Virgil, von Abbé De Lille in französische Verse übertragen, das Gedicht: „Die drei Reiche der Natur;“ jene Werke von Bernardin de St. Pierre, die für Gustav's Alter am besten passen konnten, und endlich eine französische Flora, und eine kleine Abhandlung über Botanik.

Außerdem kaufte der Hauptmann alles Erforderliche zum Zeichnen, Coloriren, und einige der schönen Blumen-Originals, welche wir dem Bleistift eines Van Spandonek, Redouté und Wandel verdanken.

Gustav, welcher dießmal seinen Pflegevater
Gustav.

nicht begleitet hatte, war angenehm überrascht, als er alle diese Schätze ankommen sah. Er fing an, den Werth derselben um so mehr zu erkennen, da das Wetter, welches plötzlich sehr regnerisch geworden war, und man daher gezwungen war, die letzten Herbstarbeiten zu unterbrechen, welche doch so unerlässlich sind, wenn man das nächste Jahr Blumen und Früchte ernten will.

Anstatt jetzt die Abende damit hinzubringen, Strohecken zu flechten, um die Spaliren und Mistbeete zuzudecken, um sie vor Frost zu schützen, ließ Gustav jene Art von Arbeit Friz über, und fing mit Eifer an, zu zeichnen, und jene schönen, durch einen Künstler dargestellten, Blumen zu copiren, er wollte bis zum Frühling im Stande sein, sie nach der Natur, mit ihren Farben nachzuahmen, und bezeichnete bereits den Platz, welchen jedes Bild einnehmen sollte; er wollte die Wände von Oben bis Unten mit Malerei zieren, doch die schönste davon war für das Zimmer seines Freundes bestimmt: denn Gustav's dankbares Herz hatte immer als ersten Gedanken und als ersten Gegenstand seiner Nei-

*

gung, denjenigen, der ihm Vater und Familie ersetzte.

Während er zeichnete, las der Hauptmann vor. Er erlaubte dem Knaben, ihn zu unterbrechen und ihm seine Bemerkungen mitzutheilen, und Frix, welchem dieselbe Erlaubniß zugestanden war, fügte den Beobachtungen der Herausgeber der französischen Flora oder der Abhandlung über Botanik, die praktischen Beobachtungen hinzu, die er der eigenen Erfahrung dankte. Ohne Anstrengung sah Gustav sich den bis jetzt sehr beschränkten Kreis seiner Kenntnisse erweitern; er unterrichtete sich, ohne es zu bemerken, und legte sich jeden Abend, befriedigt an Geist und Herz, mit der Anwendung jeder Stunden seines Tagewerkes zu Bette; aber immer begleitete er Frix, bevor er sich dem süßen Schlummer überließ, in der Runde, die dieser noch in den Garten und das Treibhaus machte, um zu sehen, ob die Pflanzen, welche den Frost zu fürchten hatten, wohl hinreichend gegen die Kälte geschützt wären, und ob der Ofen, welcher mittelst mehrerer irdener Röhren, eine sanfte Wärme in

*

dem Gewächshause verbreitete, nicht noch ein Mal mit Holz und Lorfziegel versehen werden müsse. Der Haushund folgte ihnen bei diesem Spaziergange, welcher, wenn es eben schneite und der Nordwind blies, nicht sehr angenehm war; doch wiederholte der wackere Fritz denselben zwei bis drei Mal in der Nacht, wenn die immer steigende Kälte der Temperatur ihn für seine Pflanzen, welche er liebte, wie ein Vater seine Kinder liebt, besorgt machte; aber dann war Gustav nicht in seiner Begleitung, da der Hauptmann Delille bestimmt erklärt hatte, daß er nicht wolle, daß sein Pflegetsohn sich einer Krankheit aussetze, indem er ein warmes Bett und ein wohl verschlossenes Zimmer verlasse, und sich ohne Noth der empfindlichen Kälte der Winternächte aussetze.

„Du guter Gott!“ sagte Gustav, wenn er Fritz aufstehen und die Thüre im Erdgeschoße öffnen hörte, „die reichen Leute, welchen wir die Blumen liefern, lassen sich wohl die Mühe nicht träumen, die man sich geben muß, um sie über Winter zu erhalten!“ — Und Gustav hüllte sich in

seine Decken; dann schämte er sich wieder, so weichlich zu sein, während der arme F r i z, ohne zu zaudern, sich einer viel strengeren Kälte auszusetzen ging; und am nächsten Morgen fragte er ihn mit Theilnahme: „Wie geht es Dir, F r i z? Heute Nacht hat es wohl recht gefroren?“

„Ja,“ entgegnete F r i z im gebrochenen Französisch; „aber nicht im Glashause. Ich habe drei Mal eingeheizt; dafür werden wir bald schönen Flieder und spanischen Jasmin für die Pariser bekommen.“

Und er lachte herzlich über das Erbarmen, welches G u s t a v wegen der Kälte mit ihm hatte, die er ausgestanden. „Auf der Welt,“ sagte er, „kann man ohne Mühe nichts haben, Jeder muß arbeiten; wenn es Einen frieret, wenn man in das Glashaus geht, muß man in die Hände hauchen, und dann in sein warmes Bett zurückkehren. Ja, ohne Mühe kann man nichts erreichen!“



Siebentes Kapitel.

Der kleine Naturforscher.

Die traurigste Jahreszeit, der düstere und kalte Winter, war schnell vorübergegangen, man nahte den ersten Frühlingstagen; schon hatten die Primeln die Schneeglöckchen abgelöst; dann kamen die Aurikel, deren Blätter den Schimmer und die Dicke des Sammetes haben; die Knospen des Crocus fingen an zu erscheinen, die grünen Spitzen der Tulpen und Hyazinthen durchbrachen die Erde, und die Hollundersträucher bedeckten sich ebenfalls mit Knospen. Der, auf das Erwachen der Natur höchst aufmerksame Gustav, besuchte täglich mehr als ein Mal die Blumenbeete, die er besäet, die Mistbeete, wohin er Ableger gesetzt hatte, und die Mutterstämme, die er mit zahlreichen Sprößlingen umgeben hatte, indem er ihre Zweige in die Erde legte.

Sobald die Sonne aufging, beeilte er sich, die Gläser der Mistbeete aufzumachen, und durch einen Stein die Glasglocken etwas aufzustellen, damit die balsamische und reine Luft, im Verein mit den süßen Sonnenstrahlen, eindringen könne. Seine Freude über die raschen Fortschritte jeder Pflanze war ungemein. „Mein lieber Freund,“ sagte er, „ich versichere Sie, daß ich Sie wachsen sehe! — O wie schön und unterhaltend ist doch Alles dieß! Wie bedaure ich Diejenigen, welche in den Städten eingeschlossen sind, und keine andere Aussicht, als auf Häuser, Dächer und schmutzige Gassen haben! — *Fritz* behauptet, daß wir die Erstlinge an Tulpen, Narzissen und Hiazinthen vor allen Andern haben werden, und Klieder im Ueberfluß. Ich habe schon zwei große Körbe voll Beilchen gepflückt. O mein lieber Freund, wie schön ist der Frühling in Frankreich!“

In der That bot der Garten den lachendsten Anblick dar. Bald stand *Gustav* voll Bewunderung vor dem schönen Klieder, dessen reiche Zweige sich über einem grünen Busche schaukelten;

balb betrachtete er seine Tulpen und Giazinthen, welche mit den lebhaftesten Farben prangten; oder er hielt sich vor den langen Beeten auf, welche mit den, zugleich mit Knospen und Blüten bedeckten bengalischen Rosenstöcken besetzt waren. Doch kostete es ihm manchen Seufzer, wenn Frikz unbarmherzig über seine schönen Blumen herfiel, welche ihm so viele Sorgfalt gekostet hatten, und ungeheure Sträuße daraus band, welche die Händler, die sich nach Paris begaben, zu kaufen kamen, und auf ihre Wagen mit so wenig Sorge auf luden, als hätten sie einen Bund Heu zur Hand.

„Wie glücklich sind die reichen Leute!“ sagte dann wohl Gustav; „sie genießen die Früchte unserer Bemühungen, ohne irgend eine gehabt zu haben.“

„Mein Lieber,“ antwortete Hauptmann De Lille, welcher dem Frikz half, Gustav's so theure Blumen abzuschneiden; „wenn Du wüßtest, was an dem Glücke der meisten reichen Leute ist, würdest Du sie nicht sehr beneidenswerth finden. Die Pflege dieser Blumen hat Dir ohne Zweifel

viel Arbeit gekostet; aber wie vielen Genuß hast Du selbst in dieser Arbeit gefunden! Was Deine Hände gesäet oder gepflanzt haben, hat sich unter Deinen Augen entwickelt; Du hast das Vergnügen genossen, welches jedes Gelingen uns gewährt, Du hast Dich so zu sagen in Deiner Arbeit gelohnt, und diese Pflanzen, welche Deine Sorgfalt der Zerstörung des Winters entzogen hat, mit liebenden Blicken bewundert, und warst entzückt über ihre Schönheit. Lieber Gustav, die Reichen, welche sie kaufen lassen, um ihre herrlichen Gemächer damit zu schmücken, werden vielleicht ihre Augen darauf heften, ohne sie zu sehen, sie werden den Wohlgeruch, den sie verbreiten, nur mit der Besorgniß bemerken, durch denselben krank zu werden, und wenn ihre Blicke einen Augenblick auf den prächtigen Geschirren ruhen werden, welche bestimmt sind, sie einzunehmen, so wird es mit der Gedankenleere, der Langeweile und Freudlosigkeit sein, welche immer im Gefolge der Ueberfättigung sind.“

„Sie haben Recht, lieber Freund! Aber das ist

eben kein Trostgrund für mich. Es kränkt mich, zu denken, daß man auf meine armen schönen Blumen, die ich mit so vieler Freude betrachtete, so wenig achten wird!" Und seufzend setzte Gustav Veilchen, Rosen, Stazinthen und Narzissen in Töpfe ein. Er wünschte ihnen im Stillen das Glück, in die Hände irgend einer wenig bemittelten Person zu fallen, welche gleich ihm ihre Freude daran hätte, sie zu pflegen, von ihren dürren Blättern und allem Unkraut zu befreien; eher als daß ihnen die Ehre zu Theil würde, die Pflanze irgend eines schönen Salons zu werden, wo man sie wie aus Mangel an einem Tröpfchen Wasser, welches ihre verdorrten Wurzeln erquickte, zu Grunde gehen ließe.

Gustav empfand in der Jahreszeit der Früchte wohl auch etwas Kummer, doch bei weitem nicht so lebhaft, als in der Blumenzeit, da er nicht naschhaft war. Er fand das verschiedene Obst, welches sein Garten hervorbrachte, herrlich und vortrefflich; aber er wußte sich es zu versagen, damit nur sein Freund es sich nicht versagen dürfe.

Jeden Morgen brachte er so viel als nöthig war, um das Haus mit Blumen zu schmücken, und einen guten Nachtmahl zu bereiten; und er bezeugte die lebhafteste Freude, wenn sein Freund die Gabe annahm, ohne eine Gegenbemerkung zu machen.

„Sie kränken mich,“ sagte er dem Hauptmann De Lille, „wenn Sie mir sagen, ich hätte besser gethan, dieß oder jenes zu verkaufen, als es zu Ihrem Gebrauche aufzubewahren. Das Beste, was ich habe, muß Ihnen gehören, mein Vater, Ihnen, welcher aus Liebe für mich, hier in dieser Hütte lebt, und seine Zeit meiner Ausbildung opfert. Es würde mich betrüben, nicht reicher zu sein, wüßte ich nicht, wie wenig Werth Sie auf reiche Gemächer und schöne Kleider legen. — Aber wenigstens erlauben Sie mir, Ihnen das Beste, was ich habe, anzubieten.“

„Du bist ein vortrefflicher Junge,“ antwortete der Hauptmann, ihn umarmend, und wies nun Gustav's Geschenke nicht mehr zurück.

Man las nun über der Gartenthüre, welche am Tag nur durch eine hölzerne Gitterthüre verschlossen

war, die Worte: „Gustav v. Millau, Blumengärtner.“ Der beste Maler von Fontenai hatte diese Buchstaben in schwarzer Farbe ausgeführt; sie waren fast einen Schuh hoch und nahmen sich vortrefflich auf der grauen Dehlfarbe aus, welche das Gitter und den Schild über demselben deckte. Gustav war oft gegangen, sie zu bewundern, und richtete es sich jedes Mal, wenn er mit seinem Freunde von einem Spaziergang heimkehrte, so ein, daß er bei dieser Thüre hineingehen konnte, um die Freude zu haben, neuerdings lesen zu können: „Gustav v. Millau, Blumengärtner!“

Während der ganzen Sommerzeit wurden dem Fritz zwei Gärtnerbursche beigegeben, da er nicht Alles bestreiten konnte, und Gustav, welchen der Hauptmann nicht zu den Handlangerarbeiten hergeben wollte, gewann dadurch mehr Zeit für seine Studien. Doch legten Beide dennoch Hand an's Werk; sie trugten der Sommerhize eben so wie sie der Winterkälte gethan, und Gustav lernte die Praxis mit der Theorie verbinden. Er sammelte in den Büchern neue Entdeckungen über die Kunst des

des Pelzens und Beschneidens der Bäume, und er sowohl als sein Freund versuchten unter F r i g e n 's Leitung die Experimente, welche die berühmtesten Gärtner hin und wieder gemacht hatten. Sie gingen auch Beide zuweilen nach Paris, um einige der Vorlesungen zu hören, welche die Professoren im botanischen Garten über Ackerbau und Botanik hielten; fast immer brachten sie dann nach Fontenai seltene Blumen und Gesträuche, und der entzückte G u s t a v konnte sich kaum einiges Stolzes erwehren, wenn er bedachte, daß sein Garten im nächsten Jahre einer der schönsten und reich versehensten in Fontenai aux Roses sein werde. Bald schloß sich an die Liebhaberei der Blumen, der Geschmack für Naturgeschichte an. Während G u s t a v seine Bäume pflegte, hatte er an den Spalieren hin, Eidechsen und Feldmäuse laufen sehen; indem er seine Pflanzen von den Insekten, Schnecken und Raupen reinigte, welche sie aufzehrten, und Strohmänner vor die Spalieren stellte, um sie gegen die naschhaften Vögel zu bewahren, hatte G u s t a v seinem Freunde und F r i g einige Fragen gethan, und ihre Antworten hatten

Gustav.

7

feine Neugierde im höchsten Grade erregt. Er konnte nicht begreifen, wie diese schönen Raupen, von so verschiedener Form und Farbe, welche kriechen mußten, um weiter zu kommen, sich zuerst in eine formlose Masse und dann in Schmetterlinge verwandeln konnten, welche so glänzend und verschiedenartig waren, als die Blumen, um welche er sie flattern sah. Das, was ihm der Hauptmann von den Erdflohcn, Wärmern und besonders von den Ameisen erzählte, erschien Gustav fast wie ein Feenmärchen; die Erzählung von Eidechsen, Feldmäusen, Maulwürfen, der einheimischen Vögel und der Zugvögel schien ihm nicht weniger sonderbar, und er brannte vor Ungeduld, sich die Bücher zu verschaffen, in welchen er die Beobachtungen der ausgezeichnetsten Naturforscher vereinigt finden konnte. „Indessen, bis wir dieselben kaufen können, beobachte nur Du selbst, lieber Gustav!“ sagte der Hauptmann oft.

Gustav befolgte diesen Rath; er sammelte die Raupen der Rosenstöcke, des Kleders, Weisblattes, der Birnen- und Aepfelbäume, in großen, gläsernen Pokalen; er trug Sorge, die Nahrung

zu wählen, die für Jede derselben nöthig war, und bald hatte er die Freude, sie einspinnen zu sehen, um den Cocon zu bilden, in welchem die Umwandlung der Raupe zum Schmetterling vor sich geht, und welchen man Puppe nennt.

Nicht ohne Mühe hatte er Fritz abhalten können, wenigstens einen Ameisenhaufen nicht zu zerstören, welcher unweit vom Glashause war.

Gustav brachte ganze Stunden damit zu, die Ameisen auf Beute ausgehen und zwischen ihren Köpfschen, einer Art von doppelter Kinnlade, Lasten zurück bringen zu sehen, welche größer und schwerer waren, als sie selbst. Er hatte Anfangs geglaubt, daß die Ameisen Erbsflöhe essen; doch bald bemerkte er, daß sie sich damit begnügten, an ihnen zu saugen, und sein Freund belehrte ihn, daß die Erbsflöhe am inneren Theile ihres Körpers eine Art Röhre hätten, aus welcher ein sehr süßer Saft fließt, nach welchem die Ameisen sehr lüftern sind, und daß sie weit entfernt, denselben weh zu thun, sie sie vielmehr pflegen, wie eine Milchfrau die nützliche Kuh pflegt, welche sie mit ihrer Milch

*

ernährt; daß man sie gesehen hat, die Erdflöhe in eine Art Umzäunung tragen, wo sie dieselben über Nacht lassen, und sie dann am nächsten Morgen auf die Gesträuche zurückbringen, wo sie sie am Tag vorher gefunden hatten, damit sie wieder Nahrung finden und ihnen die folgende Nacht wieder Saft geben könnten. Und der verwunderte Gustav konnte nicht müde werden, in dem kleinsten Wesen der Schöpfung, so wie in den reichsten und größten Naturprodukten, die unbegrenzte Macht, Güte und Vorsehung des höchsten Wesens zu bewundern.

„Mein Freund,“ sagte er mit bewegter Stimme, „wie glücklich bin ich, seit ich Frankreich bewohne!“

„Gustav,“ antwortete der Hauptmann, „mit dem Geschmack für Arbeit, Liebe zur Natur, und einem beobachtenden Geiste, kann der Mensch überglücklich sein, denn überall tritt ihm die Natur als eine Freundin entgegen, welche bereit ist, ihn hundertfältig für die Mühe zu belohnen, die er sich gibt, um sie zu studiren und zu verstehen.“

„Aber lieber Freund! in den Ländern, wo es weder Grün noch Blumen gibt?“

„Selbst in jenen Ländern,“ sagte Herr De-
Lille, „bietet die Natur noch dem Menschen Ge-
genstände der Bewunderung und des Studiums dar.
Die Salz-, Eisen- und Bleibergwerke, sind für den
Mineralogen sehr reich an merkwürdigen Untersu-
chungen; der Granit, Marmor und Porphyr bieten
ein weites Feld für die Schlüsse über die großen
Veränderungen dar, welche der Erdball erleiden
mußte, bevor die so verschiedenen Bestandtheile, aus
welchen er besteht, sich vereinigt finden konnten, so
wie über die Zahl der Jahrhunderte, die es brauchte,
um dieselben so dauerhaft zu machen.“

„Ohne Zweifel,“ erwiederte Gustav, „es
muß sehr anziehend sein; aber der schönste Mar-
mor von der Welt wird doch niemals eine Nase
aufwiegen!“



Achtes Kapitel.

Die Ueberraschung.

Drei Jahre waren verflossen, seit der Hauptmann De Lille und sein Bögling sich in Fontenai aux Roses niedergelassen hatten. Umsonst hatte der Hauptmann nach Deutschland und Polen an Gustav's Verwandte geschrieben; seine Bemühungen, an sie zu gelangen, waren fruchtlos geblieben; doch mit jenen, welche er gehabt hatte, um seine Pension zu erhalten, war er glücklicher gewesen; er besaß gegenwärtig zwölfhundert Franks jährlicher Einkünfte; für manchen Andern wäre dieß sehr wenig gewesen, doch genügte es ihm, weil dieses spärliche Einkommen seine Bedürfnisse deckte, und ihn in den Stand setzte, Gustav nicht mehr zur Last fallen zu dürfen, welcher seinen Garten gedeihen sah, und sich schmeicheln konnte, denselben in Kurzem, so wie das Haus,

zu vergrößern. — Letzteres enthielt gegenwärtig eine gewählte Bibliothek und durch Gustav gezeichnete oder gemalte Blumenstücke, und wenn man gleich in demselben noch keinen Ueberfluß fand, sah man wenigstens alle Behaglichkeiten eines angehenden Wohlstandes. Der kleine Blumengärtner Gustav v. Millau, war im ganzen Dorfe wohlbekannt, und man kaufte vorzugsweise bei ihm, weil seine Jugend Theilnahme erregte, und dann auch, weil er billigere Preise machte, als die Meisten seiner Amtsbrüder. Die Blumenfreunde, welche seinen Garten besuchen kamen, bezeugten sowohl ihm, als auch dem Hauptmann viele Freundschaft; der ehrwürdige Pfarrer, welcher Gustav zur ersten heiligen Communion vorbereitet hatte, war dem Knaben sehr hold geworden, und half dem Hauptmann, ihm einige Ausbildung zu geben; mit einem Worte, unser Gustav genoß der allgemeinen Achtung, verdiente sie durch sein gutes Betragen, und lebte nicht mehr in der Einsamkeit. Ueberall nahm man ihn freundlich auf, wollte ihn einladen und es wäre nur auf ihn angekommen, um viele

Zeit mit Belustigungen und Landparthien zu verlieren, hätte er nicht bereits gewußt, daß es nicht die Zeit genießen heiße, wenn man dieselbe vergeudet; er kannte schon den Werth dieser kostbaren Stunden, dieser Tage, welche manche Leute so lang finden, und die ihm immer zu schnell entflohen, denn jemehr er in seinen Studien vorrückte, desto mehr empfand er noch, wie viele Kenntnisse ihm zu erwerben blieben, wenn er sich in dem Stande auszeichnen wollte, den er gewählt hatte, und dieses war das Ziel seines Ehrgeizes. Er strebte mit einem Eifer und einer Ausdauer, welche weit über sein Alter hinaus war, dahin, die Gartenkunst vorwärts zu bringen, und sein Pflegevaterland durch die Einführung und Eingewöhnung wahrhaft nützlicher oder auch nur schöner Pflanzen zu bereichern; aber um dieses zu erreichen, mußte er viel lesen, studiren und arbeiten, was er auch ohne Unterlaß that, da er, wenn er zuweilen Schwierigkeiten überwinden konnte, welche ihm anfänglich unübersteiglich geschienen hatten, eine Freude empfand, welche faule oder müßige Leute niemals kennen lernen.

Eines Tages saß Gustav neben Hauptmann De Lille im Speisezimmer, welches zugleich als Studirzimmer dienen mußte, und schrieb, als einer der Gärtnerburschen eintrat; er führte einen hochgewachsenen Mann herein, welchen man leicht an seinem dichten Schnurbarte, seinem entschiedenen Wesen und den Ordenskreuzen, die sein Knopfloch zierten, für einen Offizier erkennen konnte.

Der Hauptmann stand auf, so wie sein Zögling, welcher, wie gewöhnlich als Gärtner gekleidet war, das heißt, er hatte die Hemdärmel bis über den Ellenbogen aufgeschlagen, eine blauleinene Schürze mit einer großen mit Wast gefüllten Tasche, weite Leinwandhosen, bloße Füße, grobe Schuhe und ein altes Käppchen auf dem Kopfe.

„Sie wünschen, mein Herr?“ fragte der Hauptmann, welcher wie Gustav gekleidet war.

Der Fremde sah sie abwechselnd an, er war eingetreten, ohne zu grüßen, und behielt seinen Hut auf dem Kopfe. Da setzte auch der Hauptmann sein Käppchen wieder auf, und bot dem Fremden einen Stuhl, dann setzte er sich und winkte Gustav,

es ebenfalls zu thun. Der Hauptmann war nicht der Mann, der sich durch hochfahrende Manieren einschüchtern ließ, und er gewöhnte Gustav, den edlen Stolz und Würde zu behaupten, die dem Manne zustehen, möge ihn das Schicksal in was immer für eine Lage versetzt haben.

„Das sind also die Kleider,“ sagte der Fremde, unter welchen ich den Sohn des Generals Baron v. Millau wiederfinde! — Denn dieser Jüngling ist Gustav v. Millau; ich erkenne ihn an seiner Ähnlichkeit mit seiner Mutter!“

Gustav bebt, warf einen schüchternen Blick auf den Fremden, und näherte sich rasch seinem Freunde, den er bei der Hand ergriff, indem er einige Worte flüsterte, die der Hauptmann nicht verstand.

„Ja, mein Herr,“ sagte der Hauptmann, „dieser junge Mensch ist Gustav v. Millau. Es ist wahr, daß die Kleider, welche er trägt, nicht die sind, welche für den Rang gehören, welchen Gustav in der Welt hätte einnehmen sollen, wären ihm die Umstände weniger ungünstig gewesen. Doch weiß

er den Kleidern, so wie dem Stande Ehre zu machen, den er gewählt hat.“

„Und Sie, mein Herr,“ fuhr der Fremde fort, „sind ohne Zweifel der Hauptmann De Lille, welcher neun Jahre auf der Festung Wolgast Gefangener war?“

„Ja, mein Herr, ich bin der Hauptmann Eugen De Lille. Darf ich nun auch um den Namen Desjenigen bitten, welcher meinen Zögling und mich so gut kennt, und den wir nicht die Ehre haben zu kennen?“

„Ich bin der Oberst v. Weliskie.“

„Mein Oheim!“ schrie Gustav, und statt in die Arme des Fremden zu eilen, flüchtete er in die seines Pflegevaters, indem er hinzufügte: „Mein theurer Freund, er kommt, um uns zu trennen! — O, mein Gott! — — Nein, nein, ich werde Sie nie verlassen, mein Freund, mein Vater!“ Und er überhäufte den Hauptmann, welcher zu gleicher Zeit gerührt und in Verlegenheit über die Weise war, in welcher Gustav seine Anhänglichkeit an ihn,

und seine Abneigung gegen seinen Oheim ausdrückte, mit zärtlichen Liebkosungen.

„Ich bewundere die Neigung,“ sagte der Oberst mit gerunzelter Stirne, welche man diesem jungen Menschen, gegen seine Verwandten, gegen den leiblichen Bruder seiner Mutter eingeflößt hat.“

„Mein Herr Obrist,“ antwortete der Hauptmann mit der Ruhe, welche ein reines Bewußtsein stets ertheilt, „verzeihen Sie dem Gustav eine unüberlegte Aufwallung; ich bin gewiß, daß er sie jetzt schon bereut. Er wurde bei dem Gedanken erschüttert, daß Ihre Ankunft ihm eine Trennung ankündigte, der er immer mit Angst entgegen sah, weil er mich eben so sehr liebt, als er mir theuer ist. Aber sein Herz ist voll Achtung und Zärtlichkeit gegen Verwandte, wenn gleich er bis heute des Glückes beraubt war, selbe persönlich zu kennen.“

„Ja, mein Oheim,“ sagte Gustav, und ging dem Herrn v. W e l i s k i e mit offener, wenn gleich noch schüchternen Miene entgegen; mein Pflegevater hat mich gelehrt, Sie zu schätzen — zu lieben —“

„Schlag ein, mein Neffe!“ versetzte der Oberst, und reichte ihm die Hand.

„Versprechen Sie mir, mein Oheim, bevor ich diese Hand berühre,“ sagte Gustav, welchen die Furcht selbst, seinem Freunde entzogen zu werden, kühn machte, „mich nie von meinem zweiten Vater zu trennen, und in Frankreich leben zu lassen! — —“

„Was soll das heißen?“ rief der Oberst mit unzufriedener Miene. „Du möchtest mir wohl Bedingungen vorschreiben, unter welchen allein es Dir gefällig wäre, meine Freundschaft anzunehmen?“

„Gustav, lasse uns allein,“ sagte der Hauptmann mit ernstem Tone. „Dein Betragen verwundet und beleidigt mich; denn es gibt Deinem Ohime das Recht zu vermuthen, daß ich Dich in Deinen Pflichten gegen Deine Familie nicht unterwiesen habe.“

Gustav blickte beschämt zu Boden, und ergriff dann die Hand seines Oheims, küßte sie einige Male in heftiger Aufregung, und verließ eilig das Zimmer.

Gustav.

8

Als er fort war, suchte der Hauptmann DeLille ihn gegen Herrn v. Weliskie zu entschuldigen; aber dieser unterbrach ihn lebhaft und sagte:

„Ich bin froh, daß dieß Kind Charakter hat. Ich hatte befürchtet, daß er seiner Mutter nacharte, und sanft und schüchtern sei, wie sie es war, was sich für einen Mann nicht schickt.“

„Mein Herr Oberst,“ antwortete der Hauptmann, „Guftav ist von Natur sanft und schüchtern, aber er hat zugleich Festigkeit; Sie haben es so eben bemerken können, und ich glaube, daß er in der Gefahr Ruhe und Unererschrockenheit zeigen werde.“

Der Oberst lächelte bei diesem Lobe seines Neffen, und indem er seinen Stuhl jenem des Hauptmanns näher rückte, sagte er, ihm die Hand mit Herzlichkeit drückend: „Zürnen Sie mir nicht über das Stillschweigen, Herr Hauptmann, welches ich beobachtet habe, als endlich einige Ihrer Briefe zur Armee an mich gelangt waren. Ich schreibe nicht gerne; auch sah ich durch diese Briefe selbst, daß

mein Nefse in guten Händen sei, um ein Mann werden zu können. Was hätte ich mit dem Knaben angefangen? — Meine Schwester Bode hat genug mit der Sorge für ihre eigenen Kinder zu thun. Ich ließ also die Sachen, wie sie waren. Jetzt ist Gustav vierzehn Jahre alt; seine Zukunft ist gesichert, weil ich ihn zu meinem Erben ernenne, aber ich will, daß er Soldat werde. Ich liebe Frankreich, und wünschte, daß er französische Dienste nehme. Doch ist er als preussischer Untertan geboren; er gehört vor allem Andern seinem Vaterlande an, und ich wollte nicht gerne, daß er eines Tages in die Lage gesetzt würde, die Waffen gegen dasselbe zu tragen, oder ein Verräther an seinem Pflegevaterlande zu werden. — Wenn ich an Alles dieses denke, bin ich sehr in Verlegenheit, denn ich diene Frankreich und werde ihm bis zu meinem letzten Athemzuge dienen, und die Zufälle des Krieges könnten es leicht mit sich bringen, daß der Nefse gezwungen wäre, gegen seinen Oheim den Säbel zu ziehen. Wir wollen ja sehen. Empfangen Sie indessen

*

meinen Dank, Herr Hauptmann. Mein Schwager Bode wird kommen, um Ihnen den feinigten und den meiner Schwester abzustatten, denn er ist in diesem Augenblicke in Paris; seine Regierung hat ihn zum Gesandtschaftssekretär ernannt. — Nun erzählen Sie mir aber etwas umständlich, was Sie mir nur im Allgemeinen geschrieben haben, und sagen Sie mir, welches die Mittel sind, von welchen mein Nefse lebt — — und auch die Ihrigen, wenn Sie wohl einem Freunde und Kameraden dieses Zutrauen schenken wollen?“

Der Hauptmann, durch die Herzlichkeit gerührt, welcher der Stolz und die Anmaßung gewichen waren, befriedigte sogleich Herrn von Weliskie.

Das Gespräch dauerte bis zum Mittagmahl und als Gustav wieder erschien, wurde er von dem Obristen so liebevoll empfangen, daß er ihm um den Hals fiel, und ihn bat,

den Auftritt, der am Morgen Statt gefunden hatte, vergessen zu wollen.

„Sprechen wir nicht mehr davon,“ antwortete Herr von Weliskie, „und setzen wir uns zu Tische.“



Neuntes Kapitel.

Die große Welt.

Beinahe das ganze Mahl bestand aus Gerichten, die der Garten erzeugt hatte, und aus einem im Hause erzogenen Kaninchen. Es gab weder Silber noch Kristall auf dem Tische; glänzendes Zinngeschirr, blendend weiße Wäsche und mit Blumen gefüllte Gläser machten dessen ganze Zierde aus. Zum ersten Male aß *Fritz* nicht mit seiner Herrschaft; er wartete auf bei der Tafel, mit Pünktlichkeit und ohne linsfisch zu sein.

Der Hauptmann erschöpfte sich nicht in Entschuldigungen über die Einfachheit des Mahles; er sagte bloß zu *Gustav's* Oheim; „Herr Obrist, wir geben Ihnen das Beste, was wir haben.“

„Der Obrist verneigte sich lächelnd, dann befragte er *Gustav* bald deutsch, bald französisch über mehrere Gegenstände. Der Letztere war Anfangs

etwas verschüchtert, bekam aber bald einigen Muth, und antwortete auf eine Weise, die seinem Erzieher Ehre machte; doch ergriff er immer die Gelegenheit, auf das zurück zu kommen, was ihm mehr als Alles am Herzen lag, auf seinen Garten, und auf diejenigen seiner Studien, die sich auf die Geschichte der Pflanzen und Thiere bezogen, und immer lenkte der Obrist das Gespräch wieder davon ab, um es auf den Krieg und die Annehmlichkeiten des Soldatenlebens zu bringen. Nach Tische ging man in den Garten spazieren. Dann fand Gustav Mittel, die Aufmerksamkeit seines Oheims auf seine Lieblingsbeschäftigungen zu heften. Er sprach davon mit der Wärme seines Alters und mit der Freude, welche ein Gartenfreund empfindet, wenn er erzählt, wie viel alles dieß, was er erzeugt hat, ihm Mühe und Arbeit kostete; diesen Schilderungen schlossen sich einige Projecte für die kommenden Jahre an, und Gustav's Blick wurde beinahe flehend; derselbe schien sagen zu wollen: „Dentreißen Sie mich nicht dem, was mein Glück ausmacht! Erlauben

Sie mir in Frieden das glückliche Leben zu genießen, was ich mir bereitet habe!"

„Als Herr von *W e l i s k i e* ohne Umstände den Antrag eines Nachtlagers angenommen hatte, wurden *F r i z* deshalb die nöthigen Befehle ertheilt; man bereitete dem Obristen das Zimmer des Hauptmanns, welcher bei *G u s t a v* schlafen sollte, und diese Vorbereitungen wurden in so kurzer Zeit und so geschickt gemacht, daß der Obrist es sich nicht einfallen ließ, daß er einige Unbequemlichkeit verursachte. Der Abend verging unter angenehmen Gesprächen; man besah *G u s t a v*'s Zeichnungen, und trennte sich endlich mit herzlichem Händedruck, und indem man sich herzlich sagte: Morgen sehen wir uns wieder!" — —

Als sich *G u s t a v* mit seinem Pflegevater allein befand, warf er sich in die Arme Desjenigen, den er von ganzer Seele liebte, und zerfloß in Thränen; bisher hatte er sich, wenn gleich nicht ohne große Mühe, bezwungen."

„Nun, *G u s t a v*," sagte der Hauptmann, „be-

trage Dich doch männlicher! Du bist jetzt kein Kind mehr!"

„Mein guter, lieber Freund,“ antwortete Gustav, „ich will es Ihnen nur gestehen. So eben war ich Willens, in den Pfarrhof zu flüchten, und den Herrn Pfarrer um einen Schutzhort zu bitten, bis daß mein Oheim Fontenai verlassen hätte — dann wäre ich zu Ihnen zurückgekehrt.“

„Gustav, ein solcher Schritt hätte mich sehr gekränkt, und Dein Oheim hätte alle Ursache gehabt, darüber beleidigt zu sein. Wozu hätte er übrigens gedient? Du bist minderjährig; Dein Oheim ist Dein natürlicher Vormund; vielleicht hat er sich bereits als Solcher von der ganzen Familie anerkennen gemacht, und dieser Titel gibt ihm über Dich die Rechte eines Vaters!“

„Mein Freund, Sie sind es, welcher Vaterrechte über mich hat! Sie haben Vaterstelle an mir vertreten; Sie haben mich erzogen, mich ausgebildet, und meinen Unterhalt erwerben gelehrt! Was wäre ohne Ihnen aus mir geworden? — Ihnen

gehöre ich an; Niemandem als Ihnen allein; ich werde Sie nie verlassen, nein, niemals, und man soll mich nur von Ihnen reißen, indem man mir das Leben entreißt! Was liegt mir am Vermögen! Sie haben es mich entbehren gelehrt! Was liegt mir an dem Titel eines Barons! Sie haben mich gelehrt, daß man auch ohne diesem Titel die Achtung redlicher Leute erwerben kann. In Wolgast war ich reich, war der Erste nach meinem Vater, und fühlte mich dennoch nicht glücklich. Hier bin ich Nichts, als Ihr Bögling, ein verwaister Knabe, ein armer Gärtner und bin so zufrieden!"

„Der Hauptmann hatte viele Mühe, um Gustav begreiflich zu machen, daß sein Entschluß, ihn nicht verlassen zu wollen, an dem Willen seines Oheims scheitern würde, da derselbe, wenn auch nicht die heiligsten, doch aber solche Rechte auf ihn geltend machen konnte, die in der Waagschale menschlicher Gerechtigkeit von größerem Gewichte wären, als jene, welche durch die ausdauernde Sorgfalt, für eine hilflose Waise errungen worden waren.“

Gustav's Seele empörte und entrüstete sich bei dem bloßen Gedanken, daß er gezwungen werden könnte, seinen Freund zu verlassen, und zum ersten Male seit langer Zeit, legte er sich mit schwerem Herzen und thränenvollen Augen zu Bette.

Herr von Weliskie brachte noch zwei Tage in der Hütte zu, ohne irgend etwas zu sagen, welches Gustav über seine Pläne wegen ihn, aufklären konnte."

Der junge Mensch fühlte sich immer mehr geneigt, ihn zu lieben; doch immer schwand dieser Anfang von Neigung, sobald er an die Möglichkeit einer Trennung dachte, welche jedoch noch nicht besprochen wurde.

Auch ein Brief, welchen der Obrist erhielt, führte die von Gustav so gefürchtete Unterredung noch immer nicht herbei, aber wohl die Ankündigung einer kleinen Reise nach Paris, um daselbst seiner Tante, der Frau von Bode, welche dort angekommen war, seine Aufwartung zu machen. Durch

die weisen Ermahnungen des Hauptmanns De-
Lille, schickte sich Gustav an, ohne Widerrede
den Obristen zur Tante zu begleiten.

Doch mußte Lektierer im Augenblicke der Ab-
reise feierlich versprechen, ihn wieder zu bringen,
oder ihn in Kurzem zu seinem Freunde zurück zu
schicken, den er mit bitteren Thränen verließ; bei-
nahe seit vierzehn Jahren hatte Gustav so zu
sagen, keinen Tag ohne seinem zweiten Vater zu-
gebracht, und nun sollte er sich ohne seinen Freund
und Beschützer, im Kreise einer ihm ganz fremden
Familie befinden. Der arme Gustav! Sein Herz
war recht sehr gepreßt!

Frau von Bode, welche zu ihrer Zeit
eine der ersten Schönheiten Berlins war, und nie
einen andern Umgang als mit vornehmen Personen
und dem höchsten Adel hatte, war wohl sehr ver-
drießlich geworden, als sie erfuhr, ihr Nefse sei in
die Hände eines Bürgerlichen, eines unbedeutenden
Offiziers gefallen, und Gärtner geworden. Sie hätte

ihn freilich zu sich berufen können und sollen, weil jener Gedanke ihren Stolz verletzte; aber eine ehrgeizige, gefallsüchtige Weltfrau, welche noch überdies eine zahlreiche Familie zu versorgen hat, folgt selten den Regungen eines guten Herzens!

Die Tage und Monate waren hingegangen, ohne daß sie wegen Gustav zu einem Entschlusse gelangte, und ihr Mann, in den Geschäften vergraben, ein tiefer Diplomat und vollendeter Hofmann, hatte auch Anderes zu thun, als sich um den Sohn seiner Schwägerin zu bekümmern, besonders, da er für seine eigenen Kinder so viele Gnaden zu erbitten hatte.

Ohne den Obrist Weliskie, welchen der Zufall eben zu der Zeit nach Paris führte, wo Herr von Bode zum preussischen Gesandtschafts-Sekretär am französischen Hofe ernannt wurde, wäre der verwaiste Gustav wahrscheinlich ganz in Vergessenheit gerathen.

Die jungen Vettern und Basen und Frau von

Gustav.

9

Bode selbst, hatten erwartet, in Gustav einen Bauernjungen zu finden; ihr Erstaunen war daher groß, als sie in ihm einen bescheidenen, schüchternen, jedoch durchaus nicht linkschen, jungen Menschen fanden.

Es war Gustav eingefallen, seiner Tante die schönsten Blumen und Früchte aus seinem Garten zu bringen.

Das Geschenk wurde, so wie er selbst, mit mehr Kälte als Freundlichkeit aufgenommen.

Als die Verlegenheit des ersten Augenblickes vorüber war, überhäuften die jungen Cousins und Cousinen Gustav mit Fragen.

Einige derselben kamen ihm ziemlich albern vor; doch beantwortete er alle sehr freundlich, und Frau von Bode konnte sich nicht genug wundern, als sie ihn mit eben so viel Reinheit und Eleganz deutsch reden hörte, wie in den höhern Circeln Berlins.

Bald entdeckte sie zu ihrem Verdrusse, daß Gu-

ftav in der That viel unterrichteter war, als ihr ältester Sohn, welcher doch für ein Wunderkind galt, und von Entdeckung übergehend zu Entdeckung, kam sie dahin, gegen ihren Willen zugestehen zu müssen, daß die Ausbildung, die Gustav erhalten hatte, diejenige weit übertreffe, die sie ihren Kindern mit großen Kosten verschafft hatte.

Der Obrist war wirklich ganz stolz auf seinen Neffen, und wiederholte bei jeder Gelegenheit, Gustav würde sein einziger Erbe sein, was die Familie Bode eben nicht sehr erfreute; doch war man in dieser Familie von zu höfischen Sitten, um daß die Eltern irgend einen Verdruß gezeigt hätten; die Kinder hingegen, waren ihrem jungen Cousin, der so viele merkwürdige und interessante Sachen wußte, bald wirklich gut geworden, und sie erkann- ten die Vorzüge, die er über sie hatte, ohne Neid an, und gaben sich alle mögliche Mühe, ihm den Aufenthalt in ihrem Hause angenehm zu machen.

Des Morgens besuchte man die Kunstkabinete,

Boulevards und öffentlichen Gebäude mit dem guten Onkel von Weliski e.

Er beehrte keinen andern Lohn für alle seine Gefälligkeiten, als daß man ihn zu allen Revüen, Wachtparaden und militärischen Uebungen begleitete; der Obrist hoffte dadurch in Gustav den Sinn für das edle Kriegshandwerk zu erwecken, das Einzige, welches ihm der Achtung und Bewunderung der Menschen werth schien.

Abends ging man in's Theater oder in Gesellschaften, wo man mit Tanz und verschiedenen Spielen sich die Zeit vertrieb; aber diese, bloß der Zerstreuung und dem Vergnügen gewidmete Existenz, ließ in Gustav's Seele eine Langerweile und Leere zurück, welche er in Fontenai nie empfunden hatte, und nach acht Tagen bat er so inständig, zu seinem Freunde zurückkehren zu dürfen, daß der Obrist ihm brummend die Erlaubniß dazu ertheilte.

Gustav bat seinen Oheim und seine Tante, ihn mit einem Besuche zu beehren, erhielt jedoch

nur eine ausweichende Antwort; die Kinder jedoch nahmen die Einladung freudig an, wenn anders ihre Eltern es ihnen erlauben wollten, und unser Gustav, leicht wie ein Vogel, und vor Freude springend, stieg in den Wagen, welcher ihn in sein Landhäuschen zurückbringen sollte.



Zehntes Kapitel.

Die Abreise.

Der Obrist hatte Gustav nach Fontenai begleiten wollen, und nun ein Zeuge seiner Freude, seines Entzückens, als er seinen Pflegevater, sein Haus, seinen Garten, seine Blumen wieder sah, fühlte er endlich die Stärke der Bande, die jenen Knaben an Frankreich banden, aber doch wollte er es nochmals versuchen, in ihm die Liebe für Ruhm und Ehrgeiz, oder den Durst nach Gold zu wecken. Herr v. Weliskie konnte seinem Neffen, wenn derselbe zum Militär ging, durch seine Stellung und seine Verbindungen, ein schnelles Fortkommen verschaffen; aber Gustav hatte noch immer das Bild der, durch den Krieg in den unglücklichen Ländern, welche er verheeret und oft in eine Wüste und unfruchtbare

Gegend verwandelt, verursachten Verwüstungen vor Augen; und seine Herzensgüte machte ihn viel geneigter, sich der Menschheit nützlich zu machen, als zu wünschen, Lorbeeren um seine Stirne schlingen zu können, welche mit Menschenblut und den Thränen so vieler betrübter Familien bethaut sind.

Die diplomatische Laufbahn zog *Gustav* eben so wenig an.

Sein denkender Geist hatte ihn, als er bei Herrn v. *Bode* war, auf Beobachtungen geleitet, welche ihn überzeugten, daß man, um am Hofe emporzukommen, oft Doppelzüngigkeit, Schleichwege und Lügen anwenden müsse, und *Gustav* hatte ein zu ehrliches, offenes Gemüth, welches der List und dem Betrüge zu fremd war; zuletzt bot ihm sein Oheim, welcher nun ein Mal keinen Gärtner zum Neffen haben wollte, an, sich in Polen niederzulassen, nachdem er es schon umsonst versucht hatte, ihn durch den Ruhm des Kriegers zu blenden, oder durch das Ansehen des Diplomaten zu bestechen, welcher einer Welt Gesetze vorschreiben oder ihr Friede geben kann.

Auf der Herrschaft des Herrn v. Weliskie sollte Gustav vornehm leben und nichts zu arbeiten brauchen; dort könnte er ja, falls seine Vorliebe für den Gartenbau fortbestehe, Alles umgestalten, nach seinem Geschmacke anlegen und wieder zerstören, konnte sich die schönsten Gärten und Treibhäuser in ganz Polen verschaffen.

„Mein Oheim,“ sagte der über so viel Güte und Liebe gerührte Gustav, „geben Sie mir so viel, daß ich meinen Garten, mein Haus und mein Glashaus vergrößern kann, dann kann ich auch mehr Arbeiter verwenden und auf diese Art einiges Gutes thun. Ihr übriges Vermögen geben Sie aber meinem Oheim und meiner Tante Bode; sie haben wohl den Anschein des Reichthums, aber ungeachtet alles Aufwandes, der bei ihnen herrscht, müssen sie Manches entbehren. Ihre Kinder sind anders erzogen worden, als ich, und haben daher mehr Bedürfnisse. Ich bin so glücklich, lieber Oheim, daß nur Eines mein Glück noch vergrößern kann.“

„Und dieses wäre, Du Eigensinn?“ fragte Jener gespannt.

„Ihre Liebe, mein theurer Oheim!“ sagte Gustav mit gerührter Stimme.

„Die hast Du ohnehin in vollstem Maße,“ antwortete der Obrist, indem er den Jüngling zärtlich umarmte.

„Gustav,“ sagte er endlich, seine Rührung mit Mühe bergend, „ich willige ein, Dich bis in Dein achtzehntes Jahr fortleben zu lassen, wie Du bisher gelebt hast, aber dafür fordere ich, daß Du, während ich noch in Paris bin, oft dahin kommst, mich und auch Deinen Onkel *Bobé* zu besuchen; ich fordere noch, daß Du es nicht zurückweist, in der Welt zu erscheinen, und deren Freuden zu genießen, und endlich noch, daß, wenn Dein Geschmack sich ändere, und Du denjenigen bekommen solltest, der sich für Deinen Rang und Dein Vermögen schiekt, Du es mir aufrichtig sagest.“

„Sie können darauf rechnen, lieber Onkel, hier ist meine Hand als Pfand meines Versprechens.“

Der Obrist empfing die Hand seines Neffen, umarmte ihn noch ein Mal liebevoll, und kehrte nach Paris zurück, zugleich entzückt über Gustav's edle Uneigennützigkeit, und unzufrieden mit seinem sogenannten Starrsinne.

Um ihn aber zu zwingen, desto eher zu Vernunft zu kommen, beschloß der Obrist, während dieser vier Probejahre gar nichts für ihn zu thun, und ihn im Gegentheil in Zweifel zu lassen, ob er nicht seine Absicht geändert, und sich unter den Kindern der Frau v. Bode einen Erben gewählt hätte.

Es kostete dem guten Onkel viel Mühe, so zu handeln, denn er liebte Gustav vom Herzen und konnte nicht umhin, ihn trotz jener Vorurtheile zu achten, welche ihm den von seinem Neffen ergriffenen Stande, als eines Edelmannes ganz unwerth erscheinen ließen.

Der Obrist blieb zwei Monate in Paris; nach Verlauf dieser Zeit war sein Urlaub zu Ende, und er mußte zu seinem Regimente zurückkehren.

Gustav weinte sehr, als er sich von seinem Onkel trennen mußte, welchen er nun fast so lieb hatte, als den Hauptmann Delille.

Er bat und erhielt auch leicht die Erlaubniß, ihm zu schreiben.

„Rechne aber nicht zu viel auf Antwort,“ sagte der Oheim freundlich scherzend; „ich führe den Degen besser, als die Feder. Nun lebe wohl, Lieber Nefte. Wenn mich keine feindliche Kugel in die andere Welt schießt, so werden wir uns wiedersehen.“

Herr und Frau v. Bode, welche der Obrist von Gustav's Bitte unterrichtet hatte, er möge sich nehmlich unter ihren Kindern einen Erben wählen, machten nun dem jungen Menschen sehr eifrig den Hof.

Sie waren gekommen, um seinen Garten zu besuchen, waren entzückt über seine schönen Blumen, hatten Alles gelobt und bewundert, und es recht sehr bedauert, die schuldlosen Freuden des Landlebens nicht genießen zu können. Gustav täuschte sich selbst so viel er konnte, über die wahre Quelle

des Wohlwollens, welches man ihm bezeugte; er war so liebevoll und wünschte so sehr, auch von den Andern geliebt zu werden.

Doch, bei allen diesen schmeichelnden Versicherungen der Freundschaft fühlte er unwillkürlich Etwas, was ihn abstieß; er machte gegen seinen Willen Entdeckungen, die ihn betrübten, und sagte dann zu seinem Pflegevater:

„Mein lieber Freund, ich versichere Sie, daß ich nicht geboren bin, um in der großen Welt zu leben; dort wäre ich sehr unglücklich; denn ich sehe, daß man so zu sagen, gar nichts thut, ohne dabei noch irgend eine verborgene Absicht zu haben; man schmeichelt und liebkoset Diejenigen, welche man nicht liebt; man schmeichelt noch mehr Solchen, die man fürchtet. Theurer Freund! Das Studium der Welt ist nicht befriedigend, und verschafft nicht jene reinen Freuden wie jenes der Natur.“

So sprach unser Gustav, wenn er von der Familie Bode zurück kam, wo man ihn mit Aufmerksamkeit und Freundlichkeit überhäufte, und wo

sein Herz nicht Eines fand, welches ihm gleichlautende Antwort gab; denn Alles war einstudirt und gekünstelt, und die zärtlichsten Verstärkungen ließen in der Seele des jungen Menschen dieselbe Leere zurück, welche die falschen Vergnügungen der großen Welt auf seinen Geist hervorgebracht hatten.

Sechs Monate waren auf diese Art verstrichen, da brach plötzlich der Krieg neuerdings im Norden aus, und Gustav las mit Eifer die Kriegsberichte, um desto schneller Nachricht von seinem Onkel zu erhalten.

Er las mit gepreßtem Herzen, indem er sich die Lage des unglücklichen Landes vorstellte, wo der Krieg wüthete; er las, und bebte bei jeder Zeile vor Angst, den Namen seines Oheims unter der Liste der Verwundeten, Gefangenen oder Todten zu finden.

Ach! Eines Tages fand er diesen geliebten Namen mit dem schrecklichen Beisatze: „d e m O b r i s t e n

Gustav.

10

von Beliskie hat eine Kugel den rechten Fuß weggerissen. — —"

Gustav konnte nicht mehr lesen; er warf sich jammernd in die Arme des Hauptmann DeLille.

Sein Freund umarmte ihn zärtlich, und war einige Augenblicke unfähig zu sprechen.

„O reisen wir, lieber Freund, reisen wir fort, gehen wir, um ihn zu pflegen, zu bedienen; reisen wir, mein Freund!“

„Ja, wir wollen reisen, beruhige Dich nur,“ antwortete DeLille.

Er begab sich unverzüglich nach Paris, um das Geld zu beheben, welches er auf Gustav's Namen bei einem Notar angelegt hatte.

Während dieser Zeit packte Gustav mit des Gärtners Hülfe einen Koffer mit den nöthigsten Sachen ein, der Hauptmann kam zeitlich zurück und half noch die Vorbereitungen zur Reise zu beendigen.

Friß mußte die Sorge für Haus und Garten übernehmen, ihn sollten die andern Gärtnerburschen während der Abwesenheit seines jungen Herrn gehorchen, und noch vor Anbruch der Nacht fuhr Gustav und sein Pflegevater mit der Mallepost ab, fest entschlossen, sich unter Wegez bis Warschau nirgends aufzuhalten.

Ach! Wie viel litt der arme Gustav, der, je näher sie dem Kriegsschauplatz kamen, die Karren zunehmen sah, welche die unglücklichen Verwundeten in die Feldspitäler brachten.

Er gab, er vertheilte alles Geld, was er bei sich hatte, und sagte:

„O, warum kann man nicht mit Geld ihre Wunden heilen, und ihnen ihre Gesundheit und ihre verlorenen Glieder wiedergeben! — Aber wenigstens kann man mit Geld ihren Leiden eine kleine Linderung verschaffen — Theurer Freund, lassen Sie mich ihnen alles Geld schenken, was

*

wir nicht unumgänglich zur Reise nöthig haben! Gottlob! mein Onkel ist reich, er wird mir nicht verweigern, die armen Soldaten zu unterstützen, welche ohne Zweifel im Spital zu Warschau sind.“

Der Obrist war aber nicht in Warschau; man hatte ihn auf eines seiner Güter gebracht, woselbst er mit Standhaftigkeit das Abnehmen des Beines ertragen hatte, welches von einer Kugel zerschmettert worden war.

Gustav glaubte bei seiner Ankunft, er werde sogleich zu seinem Oheime geführt werden, mußte aber acht Tage warten, bis der Wundarzt einwilligte, den Obristen in Kenntniß zu setzen, daß sein Neffe im Schlosse sei, und inständig hätte, ihn Tag und Nacht pflegen und warten zu dürfen.

Das erste Wiedersehen war sehr rührend.

Gustav konnte sich nur durch Thränen ausdrücken, und der Obrist, tief gerührt über diesen Beweis von der Liebe seines Neffen, fühlte auf

seinem grauen Schnurbart einige Thränen fallen, welche seinem Auge entglitten.

Schweigend reichte er dem Hauptmann Deslille die Hand, und diese liebevolle Bewegung sagte mehr als Worte.

Von diesem Augenblicke an, verließen Gustav und sein Freund das Bett des Herrn v. Weliskie nicht wieder, indem sie Beide wetteiferten, ihm die zärtlichste Pflege zu weihen, und in ihrer Umgebung kehrte der gute Onkel zu Leben und Gesundheit zurück.

Doch ging die Erholung langsam; der Verwundete war nichts weniger als geduldig, und was ihn besonders in Zorn brachte, war der Gedanke, daß er nun den Soldatenstand aufgeben, und zum Privatleben zurückkehren müsse.

„Lieber Onkel,“ sagte Gustav eines Tages, um ihn zu beschwichtigen, „Sie werden mit uns leben; anstatt den Menschen Uebles zu thun, werden Sie ihnen Wohlthaten erweisen; statt überall

Tod und Betrübniß hinzubringen, werden Sie Freude und Glück in alle Herzen bringen. O mein Onkel, Sie sind reich und sind gut; damit können Sie sehr viel Nutzen stiften, viele Leute beglücken und dadurch selbst auch glücklich werden!"



511

Fünftes Kapitel.

Die Rückkehr.

Der Obrist schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß Gustav, wenn er sich in einem schönen Schlosse befände, von Dienern umgeben, welche eifrig bemüht waren, seine Wünsche zu erfüllen, in Stand gesetzt, eine hohe Stellung in der Welt zu behaupten, und im Stande, über beträchtliche Einkünfte zu verfügen, leicht die Erinnerung an seine bescheidene Wohnung verlieren, und seine gegenwärtige Lage der früheren vorziehen würde.

Doch täuschte er sich hierin sehr.

Gustav fand zwar zwischen dem Geiste, den Sitten und Charakter der Polen und Franzosen

eine große Aehnlichkeit, welche ihm jenes, für die Waffen und den Ruhm so leidenschaftliche Volk theuer machte; aber was ihn in diesem Lande abstieß, war die Sklaverei, zu welcher die Bauern gezwungen sind.

Gustav, welchen ein Franzose erzogen hatte, konnte es nicht ansehen, ohne davon empört zu werden, wie man in Polen die Menschen wie Lastthiere, oder wie eine niedrige Heerde betrachtet, welche der Herr nach seiner Laune verkauft, oder zerstückelt.

Sein gutes Herz wurde gepreßt, wenn er bedachte, wie bei seinem Onkel Geld im Ueberflusse war, und wie bei den armen Leibeigenen das bitterste Elend herrschte.

Der Anblick der Juden, welchen allein in Polen jeder Handelszweig überlassen ist, ihre Niedrigkeit, ihr knechtisches Wesen, flößten ihm einen Widerwillen ein, den er nicht bemeistern konnte.

„Mein lieber Freund,“ sagte er oft zum Hauptmann De Lille, „ich suche Menschen, und finde überall nur Sklaven! Mein, der Onkel soll sagen, was er will: in diesem Lande werde ich nicht bleiben; ich will in mein schönes Frankreich zurückkehren, welches nicht, wie Polen, mit düsteren Tannenwäldern bedeckt ist; in Frankreich, wo die Natur so verschwenderisch mit ihren Reichthümern ist; wo die Geseze den Schwachen wie den Starcken beschützen, und wo der Mensch, wenn er Verstand und Arbeitsliebe hat, einen tyrannischen Herrn verlassen, und Mittel zum Erwerb finden kann, wenn er Muth und Arme hat!“

Allein der Obrist war gar nicht geneigt, sich von Gustav zu trennen; es fand eine ziemlich heftige Erklärung zwischen Beiden statt, welche von Seite des Oheims ziemlich heftig war, und Gustav verlor Muth und Hoffnung, als er erfuhr, Herr v. Weliskie sei entschlossen, seine Rechte als Bruder der Mutter und natürlicher Vormund des

Jünglings gelten zu machen, um denselben festzuhalten.

„Führen Sie mich fort, lieber Freund,“ sagte Gustav zu dem Hauptmann, nach dieser Unterredung; „führen Sie mich fort, oder ich sterbe hier aus Sehnsucht und Kummer!“

Der Hauptmann machte ihm Vorstellungen, und erhielt es von Gustav, daß er sich bemühen wolle, durch seine Ergebung und Unterwürfigkeit, seinen Oheim zu erweichen.

Doch bald erlag die Gesundheit des jungen Menschen; eine franke Blässe trat an die Stelle der blühenden Wangen, die er aus Frankreich mitgebracht hatte; seine Schritte wurden langsam, und nach drei Monaten war er nicht mehr zu kennen.

Nichts konnte ihn von seiner Schwermuth zerstreuen; Schlaf, Appetit und alle anderen Anzeichen einer guten Gesundheit waren verschwunden, und der Obrist fing an, ernstlich besorgt zu werden.

Die geschicktesten Aerzte wurden berufen, und alle stimmten in der Erklärung überein, daß diese Krankheit nichts Anderes sei, als ein tiefer Gram, und daß der junge Mensch in das Grab zu sinken drohe, wenn man darauf bestehe, ihn in einem Lande festzuhalten, wo er so unzufrieden sei.

Der sehr bestürzte Herr v. Weliskie, hätte gern sogleich zu Gustav gesagt:

„Du bist frei, kehre nach Frankreich zurück!“

Aber diese Neuigkeit konnte man ihm nur mit der größten Schonung verkünden, und Delille übernahm es, sie ihm beizubringen.

„O mein lieber Freund! ist es denn wahr?“ sagte Gustav sich neu belebend — — „Täuschen Sie mich nicht?“

„Habe ich Dich je getäuscht, Gustav?“

„Nein, niemals. Ich werde also meine Hütte, meinen Garten, meine Blumen wieder sehen! Ich werde Frankreichs so reine Luft noch ein Mal athmen

Lieber, theurer Freund, reisen wir doch gleich fort!
 Kehren wir nach unserm schönen Frankreich zurück,
 wo es keine Sklaven gibt!"

Aber Gustav war nicht im Stande, die Beschwerden eines so weiten Weges zu ertragen.

Sein Onkel fand das einzige Mittel, seine Ungeduld zu mildern; es war, ihm die Möglichkeit zu verschaffen, bevor er fortreiste, einiges Gute zu thun.

„Du wirst doch, gegen Deinen Willen, mein einziger Erbe sein! Ich erlaube Dir schon jetzt, Deine Einkünfte zu verringern, indem Du den Bauern, die zu diesem Gute gehören, die Freiheit schenkest, und jedem von ihnen eine Hütte, einen Garten und ein Feld zutheilest, mit deren Ertrag sie und ihre Familie sich ernähren können.“

„O tausend Dank, mein edler Onkel!“ rief Gustav. „Ich werde Ihnen in Frankreichs Namen die Freiheit geben! Ich will, daß ihnen mein

Pflegevaterland eben so theuer sei, als mir, und daß, wenn sie Ihren Namen segnen, mein Onkel, sie auch den des Landes mitsegnen mögen, wo Aufklärung und eine sanfte und milde Freiheit waltet!"

Die Geschäfte der Wohlthätigkeit und die Hoffnung einer baldigen Abreise, gaben unserm Gustav in kurzer Zeit die Gesundheit zurück.

Er bekam wieder neue Kräfte, und seine schöne, gesunde Farbe, und im nächsten Frühlinge konnte er die Reise antreten, indem er die süße Erinnerung an die Glücklichen, die er gemacht hatte, mit sich nahm.

Sein Onkel begleitete ihn; Gustav beschwor ihn, sich auch in Frankreich niederzulassen, um stets in seiner Nähe bleiben zu können.

„Mein guter Oheim!“ sagte er, „wer wird Sie lieben und pflegen, als wie mein Freund und ich! Mit ihm werden Sie von Ihren Feldzügen

Gustav,

11

sprechen; Abends werden Sie Ihre Schachpartie machen, und ich werde dieses Spiel lernen, um es mit Ihnen zu spielen."

"Es gibt recht gebildete Leute in Fontenai, mit welchen Sie einen angenehmen Umgang pflegen können. Ich werde Ihren Garten besorgen; ich werde der Obergärtner sein, und Sie werden sehen, lieber Oheim, daß Sie zulezt die Gärtnerei und die Blumen noch lieben werden."

Auf Alles dies gab der Obrist keine Antwort; er war unzufrieden, daß ihm alle seine Pläne mißlangen, und alle seine Hoffnungen getäuscht worden waren, und er konnte nicht umhin, ein wenig böse auf seinen Neffen zu sein, weil derselbe doch so gar nicht stolz und ehrgeizig war.

Man kann Gustav's Freude leichter denken, als beschreiben, als er nach einer Reise von mehr als einem Monat, die ersten Häuser von Fontenai erblickte.

Er kehrte eben in der schönsten Jahreszeit zurück.

Alles war mit Blumen bedeckt. Die frisch erblühten Rosenfelder verbreiteten den süßesten Duft man athmete überall eine balsamische Luft ein, und das Auge verweilte mit Vergnügen auf den mit Reben bedeckten Mauern der Häuser, an welchen zwischen dem üppigen Weinlaub, noch Rosenbäume standen, oder Rosenstöcke spalierartig gezogen waren.

Doch wie groß war Gustav's Erstaunen, als er an der Stelle seiner ländlichen Wohnung, ein hübsches, dreistöckiges Haus erblickte, welches frisch geweißt und mit grünen Jalusten versehen war. Er errieth sogleich, wer der Zauberer war, dessen Stab die Verwandlung hervorgebracht hatte, und von der lebhaftesten Dankbarkeit durchdrungen, warf er sich, in Thränen ausbrechend, in die Arme seines Onkels.

Fritz, in Begleitung von zwei, für das ganze Jahr aufgenommenen Gärtnerburschen, einer Haushälterin und einer Viehmagd begleitet, sämmt-

*

lich in Festtagskleidern, kamen den Reisenden am Einfahrtthore entgegen, welches man so eben geöffnet hatte, um den Wagen in den schönen Hof fahren zu lassen, der vor dem Hause war.

Man begab sich in den einfach verzierten Speisesaal, und dort sagte der Obrist zu seinem Neffen:

„Lieber Freund, ich erbitte auf einige Monate Deine Gastfreundschaft. Ich will es mit Deiner Lebensweise versuchen und sehen, ob sie so angenehm ist, als Du es versicherst.“

Gustav antwortete nur dadurch, daß er mit Bärtlichkeit seinen Onkel umarmte.



Zwölftes Kapitel.

Das Glück.

Wenn der Zauberstab des guten Onkels die Hütte in ein allerliebste Landhaus umwandelt hatte, welches Alles enthielt, was das Leben süß und angenehm machen kann, so hatte er auch die engen Grenzen des Gartens ausgedehnt, und das bescheidene Glashaus durch eine schöne Orangerie ersetzt, welche mit den seltensten Blumen und Gesträuchen gefüllt war.

Aber bei allen diesen Umstaltungen hatte man Gustav's frühere Schöpfungen verschont; er fand seine Blumen und Mistbeete wieder; er fand Alles mit Blumen bedeckt und über der Gartenthüre,

welche nach altem Brauche unter Tages nur durch ein Holzgitter geschlossen war, welches jeder aufmachen konnte, waren noch die schwarzen, hohen Buchstaben, welche den Vorübergehenden anzeigten, daß hier der Blumengärtner, Gustav v. Milau wohne.

Auf dem neu dazu gekauften Grunde, fing ein englischer Garten an, sich zu bilden, welcher schon das nächste Jahr sehr hübsch zu werden versprach, denn es waren bereits große Bäume und Gesträuche darinnen, welche letztere man noch dichter machen wollte, indem man solche hinzufügen würde, die schnelles Wachstum haben, so wie Flieder, Hollunder oder Jasmin.

Uebrigens fing man zu jener Zeit bereits an, sich zu überzeugen, daß es nicht nöthig sei, sehr kleine Bäume zu wählen, um neue Pflanzungen zu machen, und daß bei günstiger Jahreszeit schon etwas größere ohne Schaden übersetzt werden könnten.

Gustav brauchte mehr als einen Tag, um seine neuen Reichthümer kennen zu lernen. Er hatte damit angefangen, das ganze Haus zu besehen, und hatte, wie sein Onkel sagte, Quartier machen müssen.

Der gute Onkel hatte den ersten Stock genommen, und Gustav's Bitten nachgegeben, welcher sich im zweiten mit seinem Pflegevater Derville eingerichtet hatte; im dritten Stockwerk wohnten Fritz und die übrigen Hausleute.

Das Erdgeschosß bestand aus einem Speisesaal, der zugleich als Vorzimmer diente, und einem einfach eingerichteten Besuchzimmer, welches mit einem Studirzimmer in Verbindung war, dessen Wände von Oben bis Unten mit Büchern bedeckt waren. Auf der anderen Seite der Treppe befand sich die Küche.

Kaum hatte die Familie Bode die Ankunft des Obristen und Gustav's Rückkehr erfahren, als sie nach Fontenai kam, um einen Besuch zu machen, wel-

cher eher mehr Neugier und Höflichkeit, als Freundschaft zum Grunde lag.

Man bewunderte und lobte wieder Alles, wie gewöhnlich, aber doch mit weniger Feuer, weil man etwas Neid empfand.

Gustav machte den Wirth mit liebenswürdiger Aufmerksamkeit, und der Tag verging sehr angenehm; doch trübte sich manche Stirne am Ende der Mahlzeit, als der Obrist seiner Schwester und dem Herrn von Bode, Gustav als seinen künftigen Erben vorstellte.

Man zwang sich, zu lächeln, man umarmte und beglückwünschte den jungen Menschen, welcher die Liebe seiner nächsten Verwandten höher geschätzt haben würde, als alle Reichthümer der Welt, und man wies doch Abends hartnäckig die Gastfreiheit des Universalerben zurück, welcher so herzlich gebeten hatte, die Gäste möchten über Nacht bleiben; sie gingen mit dem Versprechen fort, bald wieder kommen zu wollen, und kamen nicht mehr.

Gustav's Bemühungen, Herzen zu gewinnen, die nur Liebe für das Geld hatten, blieben fruchtlos.

Sie konnten es der schutzlosen Waise nicht verzeihen, sich nun gegen die Verlassenheit und Armut geschützt zu sehen, der sie ihn so gleichgültig überlassen hatten; und wo Gustav hoffen konnte, Schutz und Liebe zu finden, trat ihm nur niedriger Neid entgegen.

„Sind denn alle Menschen so gesinnt, lieber Freund?“ sagte er zum Hauptmann DeLille, welcher dieses Herz gebildet hatte, also am Besten verstand.

„Nein, nicht Alle, Du weißt es ja wohl, Gustav!“ antwortete der Hauptmann; „doch muß man leider gestehen, daß Viele so denken. Selbst unter Jenen, denen Du Gefälliges erweistest, wirst Du noch welche finden, die Dich beneiden, statt Dich zu segnen!“

„Wie bedaure ich sie,“ sagte Gustav mit einem Seufzer. „Es ist so süß, dankbar zu sein,

und Jene zu lieben, die uns Gutes thun! — O mein Freund! Sie lassen mich dieses Glück in seiner ganzen Fülle genießen. — Auch mein Onkel — er hat so viel für mich gethan! — — — Aber Sie, mein Vater, thaten noch ungleich mehr! Wie gerne sage ich es mir vor, und wie fühle ich es mit Wonne in meinem Herzen! Mein Freund, mein Vater, Gustav's Herz gehört ganz Ihnen! — —"

Und der Jüngling schloß mit stürmischer Bärtlichkeit den vortrefflichen Freund in seine Arme, der ihn erzogen und geleitet hatte, und in der That sein zweiter Vater war.



Schlus.

Gustav's Leben war nun eines der glücklichsten. Da er nicht gezwungen war, wie ein Tagelöhner zu arbeiten, so überließ er sich mit großer Freude den Studien, und die Pflege der Blumen füllte seine Erholungsstunden aus.

Da er jetzt dem Gange, Gutes zu thun, freier folgen konnte, half er wo möglich Jedem, der sich ihm näherte; doch folgte er auch hier dem Rathe des Hauptmanns Delille und gab selten Geld. Er ermunthigte jene seiner Standesgenossen, welche in Noth waren, indem er ihnen Pflanzen und Gewächse zu billigen Preisen verkaufte, und drängte sie nie wegen der Zahlung; doch wies er auch ihr Geld,

wenn sie es brachten, nie zurück, um nicht der Faulheit Vorschub zu leisten, und es den Leuten, welchen er half, nicht zu leicht zu machen, Hülfe ohne Arbeit zu finden.

Der Obrist, welcher stolz auf Gustav war, begriff nun immer mehr, daß ein Edelmann ein Handwerk ausüben und sogar veredeln könne, ohne sich herabzuwürdigen, und daß es keine Schande für ihn sei, einen Gärtner zum Messen zu haben.

Unwillkürlich bekam er endlich sogar Sinn für die Beschäftigungen, welche das Landleben so angenehm ausfüllen.

Er verschaffte sich die seltensten Blumen um jeden Preis, und Gustav überraschte ihn eines Morgens, als er ganz entzückt vor den Tulpen und Hyazinthen stand, welche der gute Obrist eigenhändig pflegte, ohne daß er Jemandem erlaubt hätte, sie zu berühren. —

Am Abend, wenn die kleine Anzahl von Gästen versammelt war, welche der Herr von Welis-

Wie in Fontenai hatte kennen gelernt, machte man ein Spiel, oder plauderte.

■ Zuweilen gingen auch Oheim und Neffe mit dem Hauptmann De l'ille, um den Abend bei irgend einem Freunde zuzubringen.

Waren sie ganz allein zu Hause, so las Gustav vor, und bald zog der Obrist die so anziehende Geschichte der Naturwunder, Pflanzen und Thiere, jenen Schilderungen vor, welche uns die Kriege, den Umsturz der Reiche, die Ungerechtigkeiten der Großen und die Leiden und Lasten der Völker vor Augen stellen.

Es schien ihm, als würde er durch das Anhören der natur-historischen Bücher besser, und geneigter zur Geduld, welche jedem Menschen so nöthig ist, besonders aber Jenen, welche zu irgend einem unheilbaren Uebel verurtheilt sind; er fing an, mit seinem Neffen um die Wette Naturgeschichte zu studiren, indem er sein voriges Leben, seine

Gustav.

12

Feldzüge, und seine ehrgeizigen Träume für sich und Gustav darüber vergaß.

„Ich muß in der That gestehen, daß ich in meinem Leben nicht so glücklich war,“ sagte er; „die Stunden entfliehen mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen; hier gefällt und erfreut mich Alles. — In der Zeit, wo ich oft Anfälle von Zorn und Entrüstung hatte, wenn ich die Begünstigungen, Ungerechtigkeiten und Quälereien sah, welche Diejenigen, die an der Spitze der Macht standen, sich gegen die Geringeren erlaubten; und selbst heute noch kann ich nicht daran denken, ohne daß mein ganzes Blut in Wallung geräth!“

„Warum wollen Sie auch daran denken, lieber Herr Obrist!“ rief Hauptmann Delille; „in unserer ländlichen Einsamkeit brauchen wir uns nicht um die Leute zu bekümmern, und fühlen täglich tiefer die Wahrheit des von Bernardin de Saint Pierre, dieses so großen Naturfreundes aufgestellten Grundsatzes: daß das Studium der Natur

für jenes der Menschen entschädiget, weil es uns allüberall die Uebereinstimmung der Weisheit mit der Güte zeigt.“

„O mein Oheim,“ sagte Gustav, ihn liebevoll bei der Hand fassend; „auch Sie empfinden nun den süßen Einfluß, welchen jene gute und schöne Natur auf alle redlichen und gefühlvollen Herzen ausübt! Sie haben jetzt auch Vorliebe für die Blumen, welche dem Menschen gegeben scheinen, um seine Augen zu laben, die so oft durch Anblick fremden Unglückes betrübt werden, und ihm zugleich eine süße und nützliche Beschäftigung für seine Jugend und seine älteren Tage verschaffen!“

„Du hast Recht, mein Nefte!“ antwortete der Obrist.

Er zog Gustav an seine Brust und fügte noch hinzu:

„Du hast mich gelehrt, weise und glücklich zu sein, ich danke es Dir, und verzeihe es Dir

*

nun gerne, den oft so betrügerischen Ehren und
Freuden des Ehrgeizes, das wahre Glück, und
den Freiherrntitel, dem eines Blumengärtners vor-
gezogen zu haben.



Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel. Die Festung	3
Zweites Kapitel. Die Belagerung . . .	13
Drittes Kapitel. Die Rettung	23
Viertes Kapitel. Die Reise	32
Fünftes Kapitel. Die Blume	44
Sechstes Kapitel. Arbeiten und Studien	54
Siebentes Kapitel. Der kleine Natur- forscher	66
Achtes Kapitel. Die Überraschung . . .	78
Neuntes Kapitel. Die große Welt . . .	90
Zehntes Kapitel. Die Abreise	102
Elftes Kapitel. Die Rückkehr	115
Zwölftes Kapitel. Das Glück	125
Schluß.	131



Inhalt

Seite

Erstes Kapitel Die Führung 3

Zweites Kapitel Die Besetzung 13

Drittes Kapitel Die Bildung 23

Viertes Kapitel Die Welt 33

Fünftes Kapitel Die Natur 43

Sechstes Kapitel Kisten und Stellen 53

Siebentes Kapitel Die Provinz 63

Achtes Kapitel Die Verwaltung 73

Neuntes Kapitel Die große Welt 83

Zehntes Kapitel Die Inseln 103

Elftes Kapitel Die Städte 113

Zwölftes Kapitel Das Bild 123

Schluss 131





54678

AB 34 678

ULB Halle

3

006 806 058



R



Das beste und neueste weibliche
Bildungsbuch!

So eben erschien im gleichen Verlage:

Der
Jungfrau schönstes Ziel!

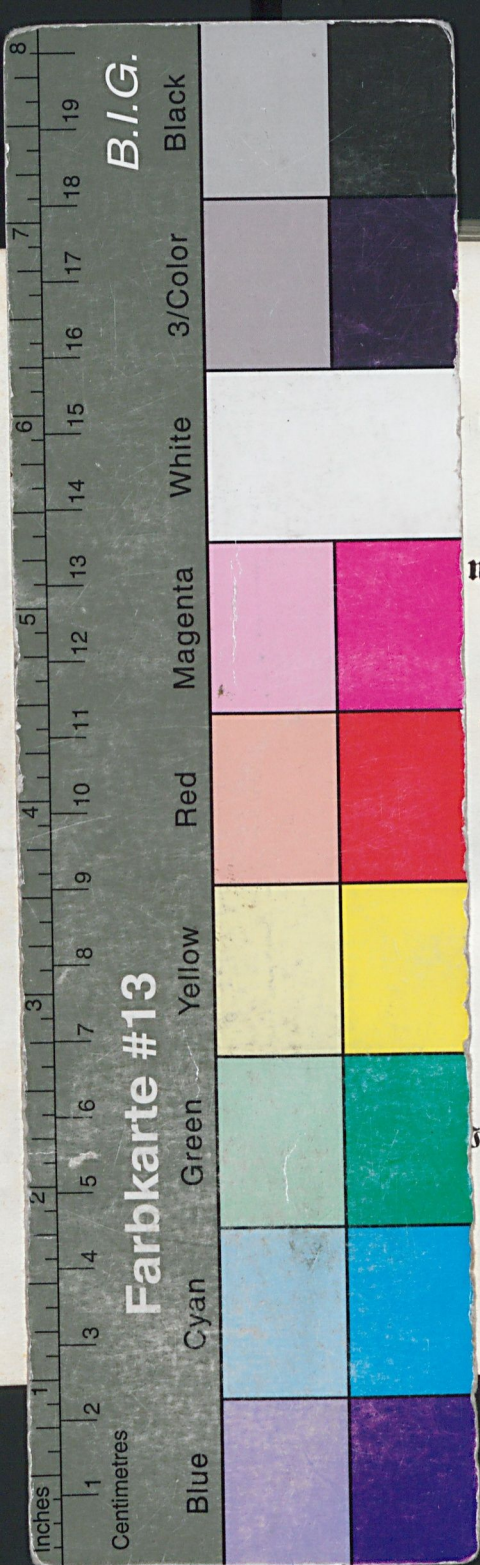
Ein Bildungsbuch für junge Damen,
welche
nach vollendeter Erziehung in die Welt treten.

V o n

Marie v. Thurnberg.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage,
elegant ausgestattet.

Der rasche Absatz der ersten Auflage in so kurzer
Zeit und der große, ungetheilte Beifall, den obiges
Werk errungen, sind die besten Bürgen für dessen
Gediegenheit.



G u s t a v
d e r
ne Blumengärtner.

Erzählung für die Jugend,
französischen des Fräuleins v. Cremadeure,

von
Therese Spitz.

Wien und Leipzig.
Josef Stöckholzer v. Hirschfeld.
1846.

